

Nora Strejilevich
Ein einzelner vielfacher Tod

Aus dem argentinischen Spanisch von Elisabeth Schmalen
Herausgegeben und mit einem Vorwort
von Kirsten Mahlke und Liliana Ruth Feierstein

HENTRICH
& HENTRICH

Dieses Werk wurde im Rahmen des „Sur“-Programms zur Förderung von Übersetzungen des Außen- und Kulturministeriums der Republik Argentinien verlegt.

Obra editada en el marco del Programa „Sur“ de Apoyo a las Traducciones del Ministerio de Relaciones Exteriores y Culto de la República Argentina.

Die Herausgabe und Drucklegung dieses Buches wurde mit Mitteln des ERC Projekts *Narratives of Terror and Disappearance* unterstützt.

Für diejenigen, die mir bis spät in die Nacht
ihre Leben erzählten
oder mir in kurzen Augenblicken, die Jahre dauerten,
Geschichten schenkten.
Für diejenigen, die mir halfen, indem sie lasen,
oder einfach dadurch, dass sie da waren.

Für euch drei, die ihr mich sprachlos zurückließst,
als ihr geht.

*Seit 1975 verwandelte sich mein ganzes Land
in einen einzelnen vielfachen Tod, der zunächst
unerträglich schien und dann hingenommen wurde,
gleichgültig und sogar vergesslich.
Tomás Eloy Martínez, Lugar común la muerte*

Vorwort

„Von der Leere zur Schrift“

(...) sie brachten uns Leere / Wir verloren eine Version unserer selbst / und schreiben uns neu, um zu überleben.

(Über)Schreiben

Nora Strejilevichs Buch *Ein einzelner vielfacher Tod* gehört zu den frühen literarischen Zeugenberichten über den Terror in Argentinien. Nicht nur über das Grauen der Gefangenenlager, der Folter und der Morde erzählt sie, sondern auch über die Verflechtungen dieser Geschehnisse im Inneren mit dem, was außerhalb passierte, und den Widerhall dieses Schreckens in breiten Teilen der Gesellschaft. Es ist zudem das Zeugnis einer jüdischen Überlebenden, welches den Unterschied dieser Identität innerhalb der Lager herausstellt. Und nicht zuletzt ist es auch das Zeugnis einer Angehörigen so genannter *Desaparecidos*: Strejilevich überlebte nicht nur selbst Folter und Gefangenschaft, sie ist auch Schwester, Schwägerin und Cousine von vier Menschen, die bis heute verschwunden geblieben sind. Als Überlebende und Opfer-Angehörige nimmt sie eine Doppelrolle der Zeugnenschaft ein und verknüpft ihre subjektiven Erfahrungen des „einzelnen, vielfachen Todes“ mit der kollektiven Erfahrung einer Generation.

Dieses Zeugnis ist in seiner Form einzigartig: ein Chor von Stimmen erklingt im Verlauf des Buches – von Tango-Liedtexten, Zeitungsartikeln und Kinderreimen über militärische Kundgebungen bis hin zu Gerichtsaussagen der Opfer. Mit dieser Polyphonie, die sich selbst der Täterstimme nicht entzieht, sträubt sich der Text vehement gegen klassische Kategorien von Genre und Autorschaft. Der Text ist zugleich fiktiv und dokumentarisch, subjektiv und objektiv, individuell und kollektiv. Er ist poetisch und historisch. Es sind Geschichten, die im Präsens erzählt werden und das Vergangene umkreisen. Wie ein Traum(a) bleibt der Text inkohärent und fragmentarisch, ein Versuch die Leere zu (be)schreiben.

Leere

Nora Strejilevich wurde im Juli 1977 in ihrer Wohnung in Buenos Aires gefangen genommen, mit einem Tuch um die Augen in einen Wagen verfrachtet, geschlagen und in den *Club Atlético*, ein geheimes Gefangenenlager, gebracht, wo sie unmittelbar nach der Ankunft elektrisch gefoltert und dabei „befragt“ wurde. Das Prozedere verlief nach dem üblichen Schema der Militärdiktatur, die sich auf diese Weise derjenigen Bürger entledigte, die sich als inkompatibel mit der Pseudo-Staatsideologie der „westlichen Kultur und der christlichen Religion“ erwiesen. Neben den illegalen Praktiken der Entführung und Folter gehört das Verschwindenlassen inzwischen zu den „Verbrechen gegen die Menschheit“. Viele *Desaparecidos* waren, wie auch Strejilevich, Angehörige oder Freunde von politischen Aktivisten und wurden allein aufgrund dieser sozialen Bindung zu Zielen des Staatsterrors.

Mit Beginn der Gefangenschaft tritt sie ein in einen Limbus, der weder der Welt der Lebenden noch der Totenwelt angehört: Sie befindet sich im *Nacht und Nebel* Argentiniens, dem vom Staatsterror produzierten Zustand des Verschwundenseins. Mit den Anderen, die verschwunden blieben, lernt sie den „argentinischen Tod“ kennen, einen Tod, der kein Datum, keinen Ort und kein Grab kennt. Mit ihnen und den Überlebenden führt sie im Buch einen direkten Dialog.

Sie ist, wie wenige andere, zurückgekehrt und war als Überlebende neben dem Trauma der Gewalterfahrungen auch dem demütigenden Misstrauen breiter Bevölkerungsschichten ausgesetzt. „Irgendetwas wird sie schon getan haben“, so die gängige Formel für die Schuldvermutung. Oder der Vorwurf des Verrats, unter der Folter „gesungen“ und so Mitstreiter in die Fänge des Militärs geliefert zu haben. Ein sozialer Raum, mit Ausnahme der öffentlichen Gerichtsverfahren gegen die Täter, die seit 2002 stattfinden, ist für die Überlebenden auch im gegenwärtigen Argentinien nicht vorhanden. Davon zeugen auch die Publikations- und Rezeptionsgeschichten von Büchern exilierter Überlebender: Strejilevich veröffentlichte bereits 1997 ihr Buch in einem

kleinen US-amerikanischen Verlag auf Spanisch, es gelangte jedoch erst in kleiner Neuauflage im Jahre 2005 in den argentinischen Buchhandel. Die späte und spärliche Rezeption des Buches in Argentinien steht im Kontrast zur akademischen und literarischen Anerkennung auf internationaler Ebene.

(Neu)schreiben

Nach der Erfahrung von massiver Gewalt und Staatsterror im 20. Jahrhundert ist es zur eigentlichen kreativen Kraft der Zeugnisliteratur geworden, einen Raum und eine Sprache zu finden, in denen die Stimme der Überlebenden als Teil des Erinnerungsdiskurses gehört wird. Es ist ein Anschrei(b)en gegen das Schweigen oder Monologisieren über Verbrechen von Totalitarismen und Diktaturen, das auch noch lange nach dem Ende der Gewalt anhält. Sie suchen nicht nach Form und Bedeutung, um der Form und Bedeutung Willen. Sie tun es, um gehört zu werden.

Der Bruch zwischen vorher und nachher ist denkbar groß und mit Worten schier unüberbrückbar: Strejilevich begreift bei ihrer Entführung sofort, dass von diesem Augenblick an nichts mehr Gültigkeit hat von dem, was sie je in ihrem Leben gelernt hat: Recht, sozialer Umgang, Sprache. Niemand außer den Folterern weiß vom Ort und Grund ihrer Gefangenschaft; die Verhaltensregeln des zivilisierten Lebens werden auf dem Folterbett allesamt gebrochen, und die Worte verlieren ihre Bedeutung. An einem anderen Ort thematisiert Strejilevich diese Erfahrung des Sprachverlustes und der Unübersetzbarkeit, die Erkenntnis, dass selbst die Sprache zu einem Gefängnis werden kann.

Der Akt des Schreibens löst in *Ein einzelner vielfacher Tod* die Worte aus diesem Sprachgefängnis. Nora Strejilevich wählt dafür eine poetische Stimme, die notwendigerweise jenseits der Faktenwahrheit angesiedelt ist und im Unterschied zur Lüge Ethik und Ästhetik verbindet: die Freiheit, Metaphern zu finden und zu erfinden, rhetorische Figuren und Tropen zu verknüpfen, die das Gesehene mit dem Geschriebenen, das Gesagte mit dem Gesehenen konfron-

tieren, die Worte in einer ungewohnten Syntax zu verketteten, steht dem Sprachgefängnis des Lager-Jargons entgegen, in dem erzwungene Euphemismen prägend sind und den alltäglichsten Begriffen rohe Gewalt unterlegt wird.

Strejilevich webt die zerrissenen Textteile nicht zusammen, indem sie kausale Beziehungen oder eine Chronologie herstellt. Sie erklärt nicht, schildert nicht. Sie bietet der zerstörenden Kraft, die Erinnerungen und Erzählen durchsetzt, die Stirn, indem sie den Faden in der Hand hält und am Anfang jedes Abschnittes das Ende des vorangehenden anklingen lässt. Einzelne Worte, wie eingestreut, sind es, die sie unablässig neu aufnimmt und ihnen in völlig verschiedenen Kontexten, neuen Klang und neue Bedeutungen zukommen lässt. Mit der Figur der Anadiplose schafft Strejilevich den vereinzelt Worten eine neue Umgebung, einen Kommunikations- und Resonanzraum – eine Bedingung für Vielfalt und Lebendigkeit. Die poetische Verknüpfung ist die einzig mögliche, wenn Kausalität und Chronologie verloren sind.

Diese Technik lässt in gewisser Hinsicht ein altes jüdisches Genre, die *meliza*, anklingen: eine Collage allein bestehend aus Zitaten – traditionell ein Mosaik aus Stücken der Thora, rabbinischer und liturgischer Literatur – die in neuer Kombination einen anderen Text, einen anderen Sinn produzieren (und gleichzeitig in ihrer Intertextualität auf ihren Ursprung Bezug nehmen). Sie ist hier nicht sakral, sondern profan und bezieht auch Stimmen mit ein. Die so verfertigte Schrift arbeitet gegen die Leere. Strejilevich schenkt mit diesem Buch, das nun endlich in deutscher Sprache erscheint, Vertrauen in das Menschliche und in die Wahrheit der subjektiven Sprache zurück.

Kirsten Mahlke und Liliana Ruth Feierstein
Buenos Aires und Konstanz im März 2014

I

*Als sie mir den Namen nahmen
war ich eine war ich hundert war ich tausende
und ich war niemand.
NN war mein Gesicht, bar von
Mimik Blicken Lauten.*

*Ich lief mit meiner nummerierten Nacktheit
in Reih und Glied ohne Augen ohne mich
mit ihnen allein
mein Alphabet ausgeblutet
durch kehlig klingende Ketten
durch das Wimmern von Bürgern
eines Landes ohne Initialen.*

*Lider und Augenbinde
mein Horizont
überall Stille und Echo
überall Gitter überall Nacht
überall Wand ohne Spiegel
der eine Falte zeigen könnte
eine Grimasse ein Vielleicht.*

Überall ein Strich drunter.

Wir werden nicht zulassen, dass der Tod in Argentinien frei umgeht.

(Admiral Emilio Massera, 1976)

Durch eine abartige Magie dreht sich der Hausschlüssel im Schloss. Die Schritte kommen herein. Drei Paar Füße vollführen ein verzerrtes Stampfen auf dem Fußboden der Kleidung den Büchern einem Arm einer Hüfte einem Knöchel einer Hand. Meinem Körper. Ich bin die heutige Trophäe. Der Kopf leer, Augen aus Glas. Die Spielzeugjäger treten mich. *Kinder, dreht euch nicht um, denn der Plumpsack geht um. Wer sich umdreht oder lacht, kriegt den Buckel voll gemacht.*

Meine Sünden werden mir im Ford Falcon ohne Nummernschild ausgetrieben: der grüne Tempel mit Antenne, der auf der Avenida Corrientes Gas gibt, auf der Gegenfahrbahn, über rote Ampeln, ohne dass jemand mit der Wimper zuckt. Wie immer.

Aber die Gesetze der Schwerkraft werden nicht jeden Tag – oder doch jeden Tag? – gebrochen. Nicht jeden Tag öffnet man die Tür, damit ein Wirbelsturm vier Zimmer zerlegt und die Vergangenheit zerstört und die Zeiger der Uhr abbricht. Nicht jeden Tag werden die Spiegel zerschlagen und die Verkleidungen zerfranst. Nicht jeden Tag versucht man, zu entkommen, während sich die Uhr bewegte die Tür sich verbog das Fenster klemmte und man selbst eingepfercht einige nicht enden wollende Minuten lang wimmert. Nicht jeden Tag stolpert man und fällt mit auf dem Rücken gefesselten Händen, gefangen in einer Nacht, die dem Alltagsleben ein Ende setzt. Der Wirbelsturm aus gestrigen und heutigen Fragmenten, zerdrückt zwischen Befehlen und Anordnungen, lässt einem schwindelig werden. Man verliert sich zwischen umgeworfenen Stühlen leeren Schubladen offenen stehenden Koffern aufgelösten Farben zerstörten Landkarten unvollendeten Straßen. Kaum vernimmt man das wiederhallende Echo – „Du wolltest abhauen, du Schlampe!“ – und dass man von einem riesigen Maul verschlungen wird. Viel-

leicht murmeln bekannte Stimmen: Weder sie noch er haben etwas damit zu tun. Doch man ist dort, auf der anderen Seite, in diesem misslichen Körper. Auf die Haut tätowierte Sohlen Stiefel im Rücken Waffe im Nacken.

„Steh auf!“ und man hält inne, gehorsam verwirrt benommen besiegt, und ruft: „Sie nehmen mich mit, sie nehmen mich mit!“, während sich metallene Finger ins Fleisch bohren. Straffrei zerren sie einen um zwei Uhr mittags zum Aufzug, straffrei schleifen sie einen mit. Auf dem Bürgersteig strampelt man gegen ein namenloses Schicksal in irgendeinem Massengrab an. Der Raum löst sich unter den Füßen in Nichts auf.

Ich schreie meinen Namen mit aller Kraft meiner Lungen meines Bauchs mit dem letzten Nerv mit den Beinen mit den Armen mit Wut. Mein Name windet sich wie wild, als er besiegt werden soll. Die Dompteure befehlen mir, vom Trampolin ins Leere zu springen. Sie stoßen mich. Ich lande auf dem Boden eines Autos. Ein Hagel von Schlägen: dieser ist dafür, dass du etwas auf Jüdisch gerufen hast, dieser dafür, dass du uns getreten hast. Und noch einer.

„Scheißjüdin, wir machen Seife aus dir.“

Ich bin ein Spielzeug, das man kaputtmachen kann.

1,2,3 – ins faule Ei.

Denk dran, dass ich drei oder vier Personen mit meinen eigenen Händen umgebracht habe.

(Admiral Emilio Massera)

Teddybär, Teddybär, dreh dich um.

Teddybär, Teddybär, mach dich krumm.

Teddybär, Teddybär, bau ein Haus.

Vielstimmige Chöre vor einem fleckigen Hintergrund in leuchtenden Farben. Das Grün des Ligusters, der mein Haus von dem der Nachbarn trennt; das Weiß der Steinplatten im Garten, wo *zwischen zwei Zwetschgenzweigen zwei zwitschernde Schwalben sitzen*; das Rot der Bodenfliesen im Innenhof, die sich bewegen, wenn ich in der Hängematte schaukele; das Braun des Fußbodens, der sich in den

Schlafzimmern ausbreitet. In der Küche ein silberner Fleck, der Kessel; im Bad etwas Durchsichtiges, der Spiegel meiner Grimassen; im Zimmer meiner Eltern die Voile-Vorhänge, mein Festtagskleid; in unserem Zimmer die Lampe, so rund wie „der rote Ballon“ aus dem Film, der in der Schule gezeigt wurde. Der Ballon folgt dem Jungen den ganzen Film über, aber meiner kann nicht fliegen und wartet an der Decke auf mich. Er ist brav und sehr hübsch, mit einer grünen Pflanze und einem Schmetterling in der Mitte. Ich schlafe immer ein, wenn ich die kleinen Blätter auf meiner Seite zähle. Mein Bruder hat weniger, weil er sich nicht um sie kümmert. Heute sieht der Ballon noch runder aus, weil unsere Betten zusammengestellt wurden. Papa und Mama gehen aus und haben bei uns eine Matratze an die andere geschoben: Das Bett sieht groß aus, wie das von ihnen. Sie lassen uns lange fernsehen, aber nur, wenn wir uns benehmen.

Gerardo hat sich ein Programm nach seinem Geschmack ausgesucht. Er setzt sich immer durch, weil ich jünger bin. Er schaut einen Kampf: Muskelmassen versetzen einander Hiebe, schlagen auf den Gegenüber ein. Es macht mir Angst und er genießt es, sich auf meine Kosten zu amüsieren. Er pflanzt sich vor mir auf und schneidet Grimassen: Mit einer Hand zieht er an seiner Wange, mit der anderen drückt er seine Nase hoch, streckt die Zunge heraus und geht auf mich los. Wenn ich mich unter der Bettdecke verstecke, macht er das Licht aus und springt auf mich zu, um mich zu verschlingen. Wenn ich versuche, zu entkommen, versperrt er mir den Weg. Ich schreie ihn an, ich schlage ihn, ich schubse ihn, bis ich mich losreißen kann und zur Haustür laufe. Ich laufe noch weiter, irgendwo hin.

Die Dunkelheit der Bolzplätze jagt mir keinen Schrecken ein. Ich schaffe es bis zum Friedhof, ohne dass die Geister mich erwischen. Ich überquere ihn und klopfe an eine Tür. Ein Paar Arme umfängt mich. Jetzt, wo ich verstehe, was ich getan habe, zittern mir die Knie. Die Erwachsenen schmeicheln mir und ich lächle, in Sicherheit, hoch oben in ihren Armen. Ich flattere wie der Schmetterling auf meinem Ballon, unaufhörlich.

Ich hab dich reingelegt, ich hab dich zurück-reingelegt, *ene mene muh, und raus bist du*. Ich hab dich allein gelassen und jetzt bist du der, der vor Angst stirbt. Du bekommst noch einen Asthmaanfall.

Gute Nacht / Schlaf gut / Danke / Du auch / Gern geschehen / Gute Nacht. Niemand wird diese Worte mit dir auf sagen, weil ich bei ihnen schlafe.

Gerardo, der seine kleine Schwester ärgert; Gerardito, der sie auf seine Schultern setzt; Nora, die beleidigt ist, weil er sie an den Haaren gezogen hat; Norita, die lacht, weil er sie kitzelt.

„Psst! Ruhig, sonst schimpfen sie mit uns.“

Hund und Katze jagen sich gegenseitig durch den Garten, verstecken sich auf der Terrasse, raufen wieder miteinander.

Klappe zu, Affe tot. Aus die Maus.

Zwanzig Jahre später, 1977, ist das Haus ein anderes. Das Schwarz der Eisenstreben am Balkon, mein verunstalteter Garten, das Grau der halb heruntergelassenen Jalousien, der Schatten eingebildeter Bäume; braun der Fußboden, der sich in der ganzen Wohnung ausbreitet; das Weiß des Türrahmens, unserer letzten Szene.

„Guck aus dem Fenster und sieh nach, ob ich verfolgt werde“, sagst du und hältst die Wörter am Rand fest, um ihnen ihr Gewicht zu nehmen.

„Was bringt das Gucken? Wir sind mitten in einer Diktatur, und ihr spielt Verstecken mit dem Butzemann.“

Du wirst sauer und haust ab. Ich gehe raus, um zu gucken, ob du verfolgt wirst. Ich sehe niemanden. Auch dich sehe ich nicht wieder.

Falls erforderlich, müssen in Argentinien alle Personen sterben, die zur Herstellung der Sicherheit des Landes nötig sind.

(General Jorge Rafael Videla, 10. Oktober 1975)

Heute habe ich sie auf dem Flohmarkt auf der Plaza Dorrego gesehen. Zwischen Tauben, Tangotänzern und Bando-neons, Metallmusikanten aus verbogenen Gabeln und Löff-

feln, Grammophonen, alten Münzen, von Urgroßmüttern bestickten Betttüchern, Briefmarken aus vergangenen Zeiten und Touristen. Sie sitzt direkt neben der Zisterne, die mit Bildern voller Ratschläge für Eltern geschmückt ist, umgeben von ihren unvermeidlichen Papierblumen, mit ihren Sandalen und ihrem Hut voller roter, violetter, gelber, blauer und grüner Blütenblätter. Die Feinheiten ihrer achtzig Jahre, abgelegt mitten im Zentrum des Sonntags.

„Wenn du nicht sagst, dass sie hübsch sind, musst du eine Passiergebühr zahlen“, droht sie einem zärtlichkeitshungrigen Publikum, das sie wie eine Diva fotografiert.

„Als ich Lehrerin war, mochte ich keine Direktoren, Schulräte, Zeugnisse, Schulglocken, die Institution an sich. Ich habe mich gegen die Bigotterie, gegen das System aufgelehnt.“ Sie zeigt ihr breites Lächeln, streicht sich das kurze Haar zurecht und fährt fort: „Jetzt setze ich mir einen Blumenhut auf, damit ich akzeptiert werde, wenn auch nur als Exzentrikerin, und das zeigt die Banalität dieser Gesellschaft.“

Im Geografieunterricht hängte sie die Landkarten nicht auf. Sie breitete sie auf dem Boden aus und die ganze Klasse lief darüber. „Wir gingen nach Europa, wir zogen uns warm an für den Südpol, wir legten uns in Brasilien in die Sonne. Diese Kinder lernten mit mir den Planeten kennen.“

Lehrerin und sanfte, ehrlose Frau: Ihre Blumen, warnt sie uns, dienen dazu, Männer zu verführen. „Du schenkst sie dem, der dir gefällt, und setzt dich hin und wartest. Das geht nie schief.“

So hat sie ihren Liebhaber erobert, denn sie ist alleinstehend. Das erzählt sie nur Auserwählten, die wie ich bis in ihr Haus gelangten, ohne Passiergebühr zu zahlen. In ihrem Schlafzimmer erkenne ich zwischen den gebogenen Zweigen ihrer sinnlichen Blumenarrangements das Foto ihres Geliebten, dessen schmale Nase anmutig unter der unsäglichen Militärmütze hervortritt: der Ex-Befehlshaber General Jorge Rafael Videla höchstpersönlich. Angesichts dieses Bildes plaudert und scherzt sie nicht mehr; es ist ihr wichtig, ihre Wahrheit zu vermitteln.

Er hat mir Posten angeboten, aber ich habe abgelehnt. Ich bin keine Opportunistin wie diese verrückten Frauen von der Plaza, die da rumlaufen und Forderungen stellen. Sie wollen berühmt werden auf Kosten einiger weniger Subversiver. So viele waren es nicht, und außerdem waren es alles Guerillakämpfer.

Sie weiß es todsicher vom General, den sie 25 reine und glorreiche Jahre lang geliebt hat.

Er wusste nichts von den Morden, er wurde von seinen Gleichgesinnten verraten. Das hat er mir gesagt, als ich ihn im Gefängnis besucht habe.

Ich sehe sie eng umschlungen zwischen bestickten Bettlaken liegen – die Militärmütze auf dem Nachtschisch genauso weiß und rein wie seine Gedanken –, an dem Morgen, an dem sie Gerardo als Subversiven aus dem Bett zerren.

Im Grunde ist er kein politischer Mensch. Wahrscheinlich wird seine Amtsführung deshalb von einem ähnlichen Stil geprägt sein wie seine Heerleitung, gekennzeichnet durch das *low profile*, eine zurückhaltende Linie, die eher unter dem Zeichen der Mäßigung als dem der Schnelligkeit steht. (*La Opinión*, 19. März 1976)

Wir führen unsere Operationen zwischen ein und vier Uhr nachts durch, zu der Zeit, in der der Subversive schläft.
(General Acdel Vilas)

Gerardo läuft in der Staffelmansschaft der ersten Klasse mit. Das Publikum applaudiert. Auf die Plätze, fertig. Los!

Gerardo ist einer der schnellsten. Abrupt bleibt er stehen, dreht den Kopf um 180 Grad, lächelt und hebt grüßend die Hand. Mama ist da. Er läuft weiter, so schnell er kann, und kommt als letzter ins Ziel. Er bricht in Tränen aus.

Gerardo besucht die erste Klasse der weiterführenden Schule und trägt immer noch keine langen Hosen. Der Kleinen hat ein Jahr übersprungen.

Gerardito will Orchesterdirigent werden und seine Eltern überzeugen ihn vom Gegenteil.

Gerardito verübt Streiche und wird immer erwischt.

Gerardo ist intelligent, aber er lernt nicht.

Gerardo wechselt die Schule, weil er rausgeworfen wird.
Er hat mehr Tadel gesammelt als Haare auf dem Kopf.

Gerardo lässt sich am Knie operieren, um dem Wehrdienst zu entkommen.

Gerardo studiert, aber er paukt nicht.

Gerardo hält bei Versammlungen den Kopf hin, verdammte Universität.

Gerardito hat eine Freundin und bringt sie über Nacht mit nach Hause.

Gerardo verfasst Flugblätter auf der Schreibmaschine von Papa.

Gerardito ist lustig, geistreich, lieb und verwegen.

Gerardo schreibt zu viel:

Es gibt in diesem Land ein Orchester, bestehend aus:

Großer Orchestrator: Herr Bourgeois.

Dirigent: Juan Carlos Unterdrücker.

Musiker: Arbeiter und Bauern, mit besonderen Zwischenspielen einiger Kleinbürger.

Dieses Musikstück, das in Buenos Aires City komponiert wurde, teilt sich in drei Tempi:

Ökonomisch (Imperialismus vivace),

sozial (andante ins Kittchen oder Belagerungszustand risoluto) und

politisch (Marsch in Richtung zukünftiger Betrug in C-Dur)

Gerardo steht unter Beobachtung. Er verbringt die Nächte nicht mehr zu Hause.

Gerardo befürwortet die Gewalt von unten und trotz der Gewalt von oben.

Gerardo fürchtet sich, weil sie ihn verfolgen.

Gerardo denkt:

Es ist, als würde man aufwachen, als würde man plötzlich verstehen, dass man nicht ewig währt, als hätten sie dir einen Teil deiner selbst geraubt, spöttisch und besserwisserisch, und dir gesagt:

„Verhalt dich ruhig, Junge!“ womit sie andeuten, dass sie sich dich letzten Endes einverleiben werden – Stück für Stück natürlich –, ob du willst oder nicht, bis nur noch deine Asche übrig bleibt.

Es ist nicht bekannt, ob Gerardo jemanden entführt oder getötet hat.

Es ist bekannt, dass Gerardo entführt und getötet wurde. Nicht einmal seine Asche ist geblieben.

Ich hörte nie wieder etwas von ihm.

(Nora Strejilevich, Nunca Más)

Missgeburten aus dem Militär / gebt die Verschwundenen wieder her!

Eine Vielzahl von Gesängen, Versen, Klagen und Forderungen durchströmt 1984 die Straßen, auf denen die Demokratie ihr Debüt gibt. Die Lieder zerteilen die Dunkelheit in unendlich viele Klangebene.

Es waren keine Fehler, / kein Exzess / sie alle sind Mörder, / die Militärs vom Prozess!

Sie füllen die Leere: dieses Konzept, dass du mir nie verständlich machen konntest. Dir, der du mir so viel von den Linien und Punkten im Raum-Zeit-Gefüge erzählt hast, kann ich keine Ebene zuordnen, keinen Vektor, kein Grab. Ich fülle die Leere mit Stimmen, die mich zumindest von dem ganzen Blut ablenken. Bebende Buchstaben, Vokale und Konsonanten, die dich schwerlich erreichen können.

Ich sehe die Straßenecke, wo sich der Marsch formiert, doch bevor ich den ersten Schritt machen kann, hast du dich vorgedrängelt. Ich stoße auf einem unverfrorenen, weißen Stück Stoff auf deinen Namen und unseren Nachnamen. Deine schwarzen Buchstaben stanzen Löcher in meine Erinnerung und die Beine laufen von selbst weiter. Ich bleibe dort, direkt bei deinem eindimensionalen Schrei.

Klappe zu, Affe tot. Aus die Maus.

Eine in Lumpen gekleidete Schuld rankt sich zwischen den Versen.

Die Tränen weichen dir aus, schleichen um dich herum. Es gibt kein Fenster, um sich der Maßlosigkeit der Wahrheit zu stellen. Ich suche nach einer Perspektive, nach einem Rahmen, um die Last zu tragen. Das Nichts ist genauso schwierig wie der Anfang der Ungewissheit.

Bringt die Verschwundenen lebendig zurück und bestraft die Schuldigen!

Ich singe nicht im Chor mit, das macht mir Gänsehaut. Ich schweige und vernehme:

In einem Wald / in China / verliebte sich ein Soldat / warum kommen sie nicht alle / und folgen seinem Pfad?

Trommeln und Becken erschallen. Bei dir ist Graciela, diese ätherische Freundin, die oft auf Zehenspitzen und im Pyjama im Flur auftaucht, schwebend im Takt der Wogen ihres glatten Haares. In dem Augenblick zerfiel dein Plan, zu verbergen, dass ihr zusammen im Haus übernachtet. Von da an kam das abrupte Ende immer schneller. Vater warf dich für eine Woche aus dem Haus: Exil aufgrund von Missachtung; eine Drohung, die sich innerhalb weniger Stunden auflöste im Gegenzug für das Versprechen, sie nicht mehr mitzubringen.

Die Großbuchstaben von Graciela sind nicht mehr so schüchtern wie damals. Anscheinend hat die Zeit (fast hätte ich gesagt, das Leben) sie selbstbewusster und sogar furchtlos gemacht. Sie sind so groß wie deine. Dieser Nachname, ein Zwischending zwischen Sinnlichkeit und Harmonie, zieht mehr Aufmerksamkeit auf sich als deiner: Barroca. Das klingt nach Arpeggios, nach Pinselstrichen, nach Lyrik. Nach einem tragisch schönen Schicksal. Ein erstklassiger Name: Erbe des Militärs.

Deiner hingegen ist ein Name zweiten Ranges: ein endloser jüdischer Nachname, einer dieser Zungenbrecher, der die hiesige Bevölkerung beim Aussprechen in Rage bringt. Ein Unterscheidungsmerkmal, auf jeden Fall, und keines der positiven. Beladen mit einem Pathos, das jedem Sturm ausgesetzt ist.

Es gibt einen Grund dafür, dass die Leute des Einsatzkommandos so gereizt auf den Ex-Marinesoldaten Barroca reagieren, als sie im Esszimmer seines Hauses warten:

„Wie konnte Sie zulassen, dass Ihre Tochter sich mit einem Juden einlässt?“

Falsche Grundannahme: Er hatte es nicht zugelassen. Alles war ohne seine Einwilligung geschehen, so wie auch dieser Hausfriedensbruch. Seine Worte wurden von niemandem mehr als Befehl verstanden, das war vorbei. Sein Gespür hatte ihm nicht einmal mehr verraten, dass die Truppen, die sein Haus umstellten, kein Guerilla-Kommando waren.

„Wenn Sie nicht aufmachen, sprengen wir das Haus in die Luft!“

Sie wissen, dass der Hausherr ein Unteroffizier der Kriegsmarine im Ruhestand ist, daher weisen sie ihn respektvoll an, mit erhobenen Händen herauszukommen.

Nachdem wir die Haustür geöffnet hatten und diese Leute gebeten hatten, sich auszuweisen, was sie nicht taten, blieb uns keine andere Möglichkeit, als mit erhobenen Händen hinauszugehen. Da konnte ich sehen, dass die Fensterscheiben auf der Rückseite zerbrochen waren. Ganz abgesehen von diesen ersten Schäden hatten sie die Fassade mit Dynamit präpariert und drohten damit, auch alles andere in die Luft zu jagen, wenn die Familie nicht herauskäme.

Der Pudel auf dem Arm: mit gesträubtem Fell, sein Herz jagt. Der Papageienkäfig wird mit einer Decke verhüllt, damit der Vogel nicht kreischt. Es wird schon Nacht, als die ersehnte Beute in der Haustür erscheint.

Die Personen trugen alle Zivil, es waren acht und sie hatten viele Automatikwaffen, Granaten und Handschellen dabei. Sie verbanden mir sowie meiner jüngeren Tochter die Augen, führten uns in verschiedene Räume und unterzogen uns einer ausführlichen Vernehmung über das Leben der gesamten Familie. Sie suchten in unserem Haus, das sie für ein Terroristenversteck

hielten, nach unserer Tochter Graciela. Um zehn Uhr abends kam sie von einer Freundin wieder, wo sie für eine Prüfung gelernt hatte. Ungefähr um ein Uhr nachts, nach einer gründlichen Durchsuchung des Hauses, kam der Verantwortliche der Operation zu meinem Mann und informierte ihn darüber, dass sie sie mitnehmen würden, damit sie von einem Kapitän verhört werden konnte. Dass sie zwar nichts gefunden hätten, Graciela aber zur Juventud Universitaria Peronista gehöre. Die JUP war doch die Erfindung eines Ideologen des Heeres, Juan Domingo Perón! Was konnten sie ihr vorwerfen?

Ein Pulk Maschinenpistolen führt sie zum Ford Falcon ohne Nummernschilder. Der Familie wird nahegelegt, keine Klagen verlauten zu lassen, die den Ruf des Unteroffiziers schädigen könnten. In einigen Tagen werde die Normalität wieder einkehren. Natürlich kommt es bei diesen Ermittlungen gelegentlich zu unerwünschten Unfällen, die absolut unvermeidbar sind und ganz und gar nicht der Absicht der Beteiligten entsprechen.

Mein Mann stellte einen Haftprüfungsantrag, zeigte die Entführung auf dem Polizeirevier an (wo er darüber informiert wurde, dass es eine Anordnung des Heeres gäbe, nicht zu intervenieren), lief Dutzende Male im Innenministerium auf und beließ es dann dabei, weil er sich wie ein kleiner Junge behandelt fühlte.

Fall 754: Es ist nicht erwiesen, dass Graciela Barroca am 15. Juli 1977 in ihrem Wohnsitz in der Provinz Buenos Aires ihrer Freiheit beraubt wurde.

Kein Zeuge bestätigt, das Geschehen beobachtet oder die fragliche Person in irgendeinem Haftzentrum gesehen zu haben. Es liegt nur das vor, was sich aus dem zu Beginn des Verfahrens „Forderung der Haftprüfung durch Barroca“ angefertigten Bericht ergibt, der von keinerlei anderen Beweisen gestützt zu werden scheint. (*La Sentencia*)

Dein Nachname, Gerardo, scheint mehr und mehr Raum einzunehmen. Dieser expandierende Raum, der sich nicht ordnen lässt, ohne Entropie zu erzeugen, wie du sagen würdest. Erst seit kurzem verstehe ich das: Durch die Kontrolle des Chaos vermehren die Militärs die Unordnung des Universums. Die Kontrolle des Chaos ist eine systematische Methode, die mit der Doktrin in der Hand ausgeführt wird: Man wählt Dissidenten aus und schneidet sie dann aus dem sozialen Gewebe heraus. Präventivmedizin. Auf mich wenden sie diese auch an, und mit Erfolg.

An diesem Tag, dem 16. Juli 1977, nachdem sie das ganze Haus durchsucht und einige Bücher und Papiere beschlagnahmt haben ... nehmen sie Nora mit.

(Nunca Más)

Die Strecke zwischen meinem Stadtviertel und dem Club Atlético dauert an einem Samstag, wenn der Verkehr nachgelassen hat, eine Viertelstunde. Es geht schnell, weil der Fahrer, ein wahrer Meister des Entführungsrennens, auf 150 km/h beschleunigt. Als der Wagen unter die Erde fährt, weiß ich, dass wir am Ziel sind. Er parkt im einzigen eisigen Kreis der Hölle.

„Die Kleine hat sich schlecht aufgeführt? Dann müssen wir ihr wohl mal ein bisschen den Hintern versohlen. Zieh dich aus, du Schlampe!“

Alles geht so schnell, dass ich mich nicht einmal erinnere, wie oder wo ich mich ausgezogen habe, und das, obwohl ich das sonst nicht in der Öffentlichkeit tue. Ich erledige es ohne fremde Hilfe und so rasch wie möglich, trotzdem versetzen sie mir Schläge mit den Gewehrkolben.

Der Vorteil daran, nichts sehen zu können, ist, dass man die Anwesenheit der anderen ignorieren kann. Es sei denn, sie reden. Und diese reden. Besser gesagt: Sie geben Befehle.

„Leg dich auf den Rücken.“ Auf einen kalten Tisch aus Metall. Sie fesseln mich.

Männer mit flinken Hosenschlitzern

Sie fesseln mich nicht, aber sie verfrachten mich in ein Auto, vier bewaffnete Männer. Da ich schwanger bin, denke ich, als sie kommen, sie wollen mich ins Krankenhaus bringen, weil die Gefangenen in diesen Fällen auf der Entbindungsstation versorgt werden. Doch die, die mich abholen, tragen Zivil, und als man sie nach ihren Dienstaussweisen fragt, senken sie die Stimme. Unterwegs biegen sie nicht in Richtung Krankenhaus ab: Sie fahren weiter bis zu einer Kreuzung. Ich sehe ein Polizeiauto und mehrere Streifenwagen. Sie zwingen mich, auszusteigen, und nun bin ich bei einer Gruppe Gefangener, die verlegt werden sollen. Mir wird klar, dass ich mich in einer höchst illegalen Situation befinde. Die Fahrt kommt mir sehr lang vor, obwohl sie vielleicht recht kurz war. Wie es bei Cortázar heißt: Die Zeit wird in den Händen zu Fetzen. Es ist so unbequem, dass ich mit meinen acht Monaten und zwei Wochen Schwangerschaft fast kaputt gehe. Die Häftlinge klopfen und die Polizisten halten an. Als sie näherkommen, sagen sie zu mir: „Wir wissen gar nicht, wer Sie sind.“

Wie soll man unter Menschen leben, die nicht wissen, wer man ist, in blinden Gassen, die auf keiner Karte verzeichnet sind? Unter Männern, die sich ohne größere Hemmungen ihr tägliches Brot damit verdienen, zu fragen: „Wie hast du es gern, von vorne oder von hinten?“ Männer mit flinken Hosenschlitzern: Dank des pausenlosen Trainings öffnen und schließen sie sie meisterlich. Eine männliche Form, den Feind zu besiegen. Ich gekreuzigt, mit gefesselten Händen und Füßen auf einem eisigen Tisch. Sie in Kampfbereitschaft: „Na los, du Flittchen, jetzt erzähl mal. Wie, wann, wo war dein erstes Mal?“

Als sie dieses Mädchen entführten, fragten sie sie, welche Foltermethode ihr lieber wäre, der elektrische Folterstab oder die Vergewaltigung. Sie wählte erst den Elektrostab, doch später bat sie darum, vergewaltigt zu werden.

Am nächsten Tag fragte sie ein Wächter: „Was ist dir gestern Abend passiert?“

„Man hat mich vergewaltigt.“

„Idiotin!“ [eine Ohrfeige] „Hier hat dir niemand etwas getan!“

„Hast du verstanden?“

„Ja, mein Herr.“

„Was ist dir gestern Abend passiert?“

„Nichts, mein Herr.“

(Ana María Careaga, *Nunca Más*)

„Erinnerst du dich an nichts mehr? Habt ihr gestanden oder gelegen? Von vorn oder von hinten? Haben deine Eltern es herausgefunden?“; löffeln mich die nervtötenden Fragensteller.

Sie sagten zu mir: „Du willst bestimmt nicht, dass dein Mann davon erfährt.“ Ich dachte: Er muss bestimmt vom Nebenraum aus zuhören. Aber nein, er hörte nichts. Sie warfen mich geknebelt aufs Bett. Ich wollte schreien, doch ich konnte nicht. Ich dachte: Hoffentlich sterbe ich.

Der einzige Weg hier raus ist der Tod, sagte ich mir. Sie haben alle Zeit der Welt, und man spürt, dass der Tod der einzige Weg ist, diesem niemals endenden Leiden zu entkommen.

Und die Stimmen machen weiter, unerbittlich in ihrer Neugierde: „Wann ist es passiert, tagsüber oder nachts?“

Alles geschah am helllichten Tag. Auf dem Rückweg von der Schule betrete ich zusammen mit einem Unbekannten den Aufzug. Er ist dick und engt mich zwischen seinem Bauch und dem Spiegel ein. „Wie alt bist du?“, wispert er mir zu, während er sich mit seiner dicken Weichheit an meinen Körper schmiegt. Eine begierige Hand berührt mich, streicht über die Falten meines Schulkittels, kneift mich, drängt mich in die Ecke. Ich nehme einen blauen Geruch wahr. Ein Handschuh hält mir den Mund zu. Eine Stimme verspricht mir Genüsse, die ich nicht verstehe. Im dritten Stock stoße ich ihn weg, öffne die Tür und laufe hinaus. Der blaue Geruch bleibt da.

Ich befreie mich aus einem Gefängnis, um mich in einem anderen festzuketten. Ich habe Angst davor, hinauszugehen, Angst davor, drinnen zu bleiben, Angst davor, mich zu bewegen, Angst davor, Angst zu haben. Morgen gehe ich wieder in die Schule. Morgen darf nicht kommen. Ich ziehe mich in die Gegenwart zurück, in die vier Wände der Wohnung, und spioniere diese bedrohlichen Zeiten der Straße aus. Mädchen, Jugendliche, Frauen laufen allein über den Bürgersteig. An der Straßenecke wird etwas mit ihnen geschehen und danach bringen ihre Fenster Gitterstäbe hervor.

Diese Besessenheit verlässt mich nicht. Endlose Tage, Monate. Ein endloses Jahr, in dem ich Körper beobachte, wie sie mit ihrer schweren sexuellen Bürde über die Straße gleiten. Ich gehe an der Hand von Papa in die Schule. Ich ziehe die Lehrerin aus und finde sie lächerlich, das mit grauen Strähnen durchzogene Schamhaar und die schlaffen Brüste. In der Geschichtsstunde stelle ich mir Heere von Vergewaltigern vor, in Erdkunde Kontinente aus Fleisch, Gebirge wie diesen Bauch.

Ich weiß nicht, ob Müdigkeit, Langeweile oder Schwäche der Grund waren, aber eines Tages trat ich Hand in Hand mit meiner ersten Liebe auf die Straße hinaus. Ich vergaß die Alpträume eines einsamen Winters und Sommers. Plötzlich waren wir zwei; mein Körper mit jedem Streicheln Neuland. Die Sprache ließ Worte erblühen, unbekannt für meine Sinne. Ich war eine Frau und wollte es sein.

Unsere Leidenschaft, Gabriel, ist eine Ekstase, nur beherrscht von meiner Sittsamkeit, eine Mischung aus in Schulhefte geschriebenen Gedichten, aus geschlossenen und halb offenen Augen, aus Mündern, die „morgen“ flüstern. Ich bin deine Muse und empfangе deine Gaben im Herbstregen, als Zeichen des Waffenstillstands nach unseren Streitereien. Die Versöhnung wird mit einem Kuss besiegelt und die Jagd auf die Abenddämmerung schließt mit zweistimmigen Gesängen auf Bahnstrecken, die in La Boca enden. La Boca zum Spaziergehen, La Boca zum Lachen, La Boca, um zusammen zu sein. Du machst Musik für mich und ich

schreibe dir nur einen Brief. Ich weiß nicht, wie oder warum der Zauber verflog; eines Tages umarmst du mich und bist ein anderer. Oder ich bin eine andere: Ich will nicht irgendjemandes Muse sein. Ich brauche geliehene Worte, um dir Lebewohl zu sagen.

Lebe wohl, grausame Welt

Das war's mit der Sitzung. Sie zerren mich in eine Zelle, damit ich noch einmal nachdenken kann. Die Wache ist jetzt eine sanfte Stimme, vertraulich, väterlich. „Beruhige dich, Mädchen, entspann dich.“ Eine Stimme, die, während sie sich entfernt, ein Lied singt: *Lebe wohl, grausame Welt, dich sehe ich nie wieder / ich werde sagen, dass ich dich nicht kannte / doch alle werden verstehen / wie wunderbar es ist / diese grausame Welt zu verlassen / Lebe wohl, lebe wohl.*

Wenn ich einen Gaumen, eine Zunge oder Lippen hätte, würde ich lächeln. Stimmt nicht, ich könnte es nicht. Ein Todesgeheul nimmt meinen Körper ein.

„Du bist ein Stück Scheiße, du existierst nicht“, ergänzt eine andere Stimme. Der Schmerz erfüllt alles. Die Unwirklichkeit der Welt nistet sich zwischen dem Zahnfleisch und den Backenzähnen ein. Darüber hinaus gibt es nichts.

Die Elektroden auf den Zähnen ... es fühlt sich an, als würde ein Donnerschlag dir den Kopf in Stücke zerspringen lassen ... eine dünne Schnur mit kleinen Kugeln ... jede Kugel war eine Elektrode, und wenn der Strom eingeschaltet war, fühlte es sich an, als würden in einem drin tausend Glasscheiben zerspringen und zersplittern, sich über den ganzen Körper verteilen und dabei alles verletzen. Man konnte weder schreien noch stöhnen noch sich bewegen. Ein zwanghaftes Zittern, das einen, wenn man nicht festgebunden gewesen wäre, in die Embryonalstellung getrieben hätte. (CONADEP)

Ich zittere, mir klappern die Zähne, alles tut mir noch mehr weh. Ich will sehen, wo ich bin, nehme mir die Augenbinde ab und öffne zum ersten Mal die Augen. Es bringt nicht viel. Die Dunkelheit füllt den ganzen Raum. Selbst im Sitzen passe ich kaum hinein, die Zelle ist wie ein Kleiderschrank. Ich bin hier, um nachzudenken. Mein Kopf ist leer. Ich denke nicht einmal an den Tod. Zwischen meinen Gedanken und mir steht diese massive Metalltür. Damit ich noch einmal nachdenken kann. Mir fällt nichts ein, mir sind die Worte ausgegangen. Namen, Namen und noch mehr Namen. Und Hintergrundmusik, die sich vor das Lied des Gefängniswärters schiebt: ein Strudel von Schluchzern wie Schreie, von Schreien wie Geheul, von Geheul wie Stöhnen, wie ein Vulkan der Angst, wie nichts, das sich mit nichts vergleichen lässt. Nichts zu sagen, nichts zu ergänzen. Ein nadelspitzer Schmerz, wie ein Stich tief in die Muskeln, in die Eingeweide, in die Knochen. Wenn der Körper nicht zerfällt, liegt es daran, dass er von tausenden Nadeln durchstochen wird. Musik. Elektrische Schläge und Musik, um die Schläge zu überdecken. Ein einwandfreier Kontrapunkt.

Nora Strejilevich (Aktenzeichen 2535) packte gerade ihre Sachen für die Reise nach Israel, die sie antreten wollte, als eine Gruppe von Personen in ihre Wohnung einrang ... (*Nunca Más*)

Ein kontrapunktisches Wehklagen kriecht von Weitem heran. In die Küche, die Richtung Tempel in der Calle Paso hinausgeht, dringen Harmonien in einer geheimnisvollen Sprache, die unseren Samstag ihre Gestalt verleiht. Ich betrete die Synagoge nie, mir reicht es schon, in dieser Spieldose zu leben, zu deren Klang ich die Wäsche abnehme. Musik aus stummen, verstummten, verummten Schreien.

„Was hast du da auf Jüdisch auf der Straße gerufen?“

„Meinen Nachnamen.“

„Dir wird schon noch die Lust daran vergehen, uns an der Nase herumzuführen, Russenweib.“

Die Juden wurden jeden Tag herausgeholt und geprügelt und geschlagen. Eines Tages brachten sie eine Aufzeichnung mit Reden Hitlers mit und zwangen sie, die Hand zu heben und zu sagen: „Ich liebe Hitler, heil heil Führer.“ Darüber lachten sie sich kaputt und zogen ihnen die Kleidung aus, um ihnen mit Sprühfarbe ein schwarzes Hakenkreuz auf den Körper zu malen. (CONADEP)

Sie binden mich an Händen und Füßen fest. Gekreuzigt. Es gibt keine Widerrede, das tut mir weh, lasst mich in Ruhe. Ich bin eine Stoppuhr, vielleicht eine menschliche.

„Auch wenn du nichts weißt, wirst du dafür bezahlen, eine Scheißjüdin zu sein.“

Sie versicherten mir, dass „das Problem mit den Subversiven“ am wichtigsten für sie sei, doch direkt danach käme das „Judenproblem“ und sie sammelten Informationen. Sie drohten mir, weil ich jüdische Worte auf der Straße gerufen hatte (meinen Nachnamen) und weil ich eine Scheißjüdin sei, aus der sie Seife machen würden. (CONADEP)

Das Verhör drehte sich hauptsächlich um jüdische Themen. Sie fragten mich nach den Namen der Personen, die mit mir nach Israel reisen sollten. Einer von ihnen konnte Hebräisch, oder zumindest einige Wörter, die er an passenden Stellen in seine Sätze einflocht. Er wollte herausfinden, ob in den Kibbuzim (den Kollektivhöfen) ein militärisches Training stattfand, sie wollten Beschreibungen zum Aussehen der Organisatoren von Programmen wie dem, an dem ich teilnahm (Sherut Laam), Beschreibungen des Gebäudes der Jüdischen Agentur (das sie bis ins letzte Detail kannten).

(Nora Strejilevich, *Nunca Más*)

Sie kennen das Gebäude der Jüdischen Agentur bis ins letzte Detail. Einer von ihnen frischt meine Erinnerung auf:

„Vorne ist die Treppe, oben das Empfangszimmer. Erinnerst du dich jetzt?“

Da ich mich weigere, mich daran zu erinnern, mit wem ich dort zu tun hatte, beschreibt er mir alle Einzelheiten haarklein. Wer ist das, der so viel weiß? Und wenn er so viel weiß, warum fragt er dann?

In den geheimen Haftzentren, in denen er aktiv war, lief der Türke Julián mit einem Schlüsselbund mit einem Hakenkreuz herum, war besonders grausam gegenüber den jüdischen Gefangenen und brachte den Häftlingen Naziliteratur zum Lesen mit. (*La Nación*, 2. Mai 1995)

„Sie sind zwar Juden, aber gute“, hatte die Nachbarin von gegenüber zu Mama gesagt. Sie waren Deutsche und laut meiner Mutter ehemalige SS-Leute, die nach dem Zweiten Weltkrieg nach Südamerika geflüchtet waren. Meine Großeltern hingegen sind Bessarabier und Polen. Die Bessarabier kommen 1910 nach Argentinien, in einem Jahr der hochtrabenden Schlagworte: Frieden, Einheit, Integration. Es ist das hundertjährige Jubiläum der Mairevolution, voller Erinnerungen und Lieder für das Vaterland. Einmütig herrscht Vertrauen darauf, dass unserem Land Großes vorherbestimmt ist; der Schmelztiegel der Ethnien wird als gegeben betrachtet.

Aus einem weit entfernten Europa voller Steppen und Gebirge entdecken tausende von Augen Amerika. Sie streben dem goldenen und vielversprechenden Horizont der Pampa zu. Anstelle einer Szenerie mit Pogromen, Migrationen und Zerstörung sehen sie eine bukolische Landschaft, die nur harte Arbeit verlangt. Viele kommen her. Sie gehen in Buenos Aires vor Anker. Auf den lehmigen Stränden legen sie ihre Koffer und Gepäckstücke ab – zwanzig oder vierzig Jahre Leben, geknüpft an Kleidungsstücke, Erinnerungen, Kerzenständer.

Haben sie sechzig Tage und sechzig Nächte lang mit den Wellen zusammengelebt? Waren sie im Hotel der Immigranten, zusammen mit ihren Schiffsgenossen? Oder haben sie

gleich in dieser Nacht noch ein Schiff über den Río Uruguay in die Provinz Entre Ríos genommen?

Erst dann wurden ihnen klar, was zu tun ist: sich in Götter zu verwandeln. Ohne Werkzeuge Land urbar zu machen, ohne Dach über dem Kopf zu leben. Fast. Es gibt Zelte aus Planen und am Horizont eine Wildnis voller Weideland. Wer kennt schon die Geschichten, die sich dort entspinnen. In der Sonnenhitze ziehen sie Furchen, pflügen und nähren die vage Hoffnung auf Weizen. Viel gibt es nicht: Harken, Schaufeln und viele Hände, die das Land kennenlernen. Die Trostlosigkeit des Exils wird übertüncht mit Theatervorhängen, Feiern, Gebeten und romantischen Liedern aus fernen Ländern. Das reicht nicht aus, um Trockenperioden, Heuschreckenplagen, Frosteinbrüche und Überschwemmungen zu lindern. Großvater Isidoro reizen weder das Land noch die Bühnendekoration noch die Naturplagen. Er hält sich von den anderen fern, zieht in die Hauptstadt. „Zimmer zu vermieten“, liest man in Buenos Aires allerorten.

Männer weniger Worte

Ein jämmerliches Zimmer, um sich zu verstecken. Im Buenos Aires des Jahres 1977 werden keine Räume an junge politische Aktivisten vermietet. Rette sich, wer kann. Und auch der Arbeitsplatz von Gerardo bietet nicht allzu viele Sicherheiten: Mehrere Wissenschaftler wurden entführt, ohne dass der Leiter es für nötig hielt, dies zu erwähnen. Der Leiter ist ein Konteradmiral und Konteradmirale pflegen sehr wortkarg zu sein.

Zwischen Oktober 1976 und September 1978 „verschwanden“ durch die Hände der Sicherheitskräfte 14 Physiker, Ingenieure und andere Angestellte der Kommission für Atomenergie, einem Vorbild für den ganzen Kontinent.
(Martín Andersen, *Dossier Secreto*)

Bei diesen Treffen der Eltern, die wir veranstalteten, wurde ich viele Male gefragt, was ich über das Schicksal unserer Kinder dachte. Da sie Wissenschaftler waren, gab es einige, die sie in Patagonien vermuteten, wo sie angeblich in einem Labor arbeiteten, was weiß ich. Und ich fühlte mich in der Klemme, weil ich mich nicht überwinden konnte, zu lügen, aber auch nicht dazu, zu sagen, was ich dachte: dass es keine geheimen Forschungszentren gab.

Gerardo, ein Atom des Exodus der Parteiaktivisten in die geheime Welt des Untergrunds.

Isidoro, ein Atom des Exodus der Immigranten in die Großstadt. Du lässt dich in Once nieder, in demselben Gebäude, das wir Enkel sechzig Jahre später bewohnen. Lüften sie ihre Matratzen im Hausflur aus? Essen sie Challa-Brot, Pletzlach, Beigelech? Sprechen sie Jiddisch, diese süße, in Musik gebackene Sprache? Oder eine Mischung aus Jiddisch mit einem Schuss lokalem Dialekt? Wer weiß. An irgendeinem Tag sterben sie und begraben ihre gehauchten Hs und ihre harten Chs unter Steintafeln mit hebräischen Inschriften, die ich nie gesehen habe.

„Stimmt es, dass du mit dem Planwagen herumfahren und Stoffe verkaufen willst, Opa? Dass du bis nach Paraguay kommst? Dass du in den Urwald im Süden reist, bis Carmen del Patagones, um Tauschhandel mit den Indios zu betreiben? Was geben sie dir für diese farbenfrohen und krausen Stoffe? Es heißt, dass du viel Geld verdienst und es dann sofort wieder verlierst, dass du Geschäfte aufbaust und sie genauso schnell wieder kaputtmachst. Hast du zu wenig Geduld oder gibt es zu viele Schwindler?“

Die Familie bekommt dieses Auf und Ab am eigenen Leib zu spüren. Sie zieht aus dem Mietshaus in ein großes, verwahrlosten Haus, tauscht die Festtagskleidung gegen Overalls ein. Papa und José, der älteste, verkaufen Heiligenbildchen auf den Märkten, bis eine Glückssträhne ihnen den Besuch einer Privatschule ermöglicht: der Cangallo-Schule. Ein argentinischer General entdeckte genau hier seine Berufung zum Militär! Und dabei spricht Papa seit dem Krieg gar kein Deutsch mehr. Obwohl er so gut Goethe rezitieren konnte.

„Eine deutsche Schule? Ihr seid nicht auf eine jüdische gegangen?“

„Nein, Kleine. Deine Großeltern haben ihre Traditionen auf den Schiffen zurückgelassen. Sie haben nur die Gewohnheit beibehalten, sich die Kleidung zu zerreißen, wenn ein geliebter Mensch stirbt, die Flaggen am Sabbat zu verbrennen, an Jom Kippur zu fasten und an diesem Tag das gesamte Geschirr auszuwechseln. Alles andere fiel dem Vergessen anheim, wie der Samowar und das Stück Zucker im Mund, wenn man Tee trinkt. Hier trinken sie Mate und essen sogar Schinken. Das Geheimnis der Anpassung besteht darin, nicht zurückzuschauen. Sich umzudrehen heißt, wie bei der Frau von Lot, eine göttliche Strafe auf sich zu ziehen. Als Pilger aus der Zukunft besteht ihr Ziel darin, argentinisches Blut zur Welt zu bringen. In Amerika zählt die Religion nichts. Wichtig ist, der Jugend eine gute, weltliche Ausbildung mitzugeben, die auf zwei Grundpfeilern beruht: Gerechtigkeit und Freiheit. Gott kann man vergessen, aber nicht, dass wir Sklaven in Ägypten waren.“

Aus diesem Material entsteht eine neue Generation von Menschen der Arbeit. Die Ärzte, die Architekten, die Anwälte, die Intellektuellen bewahren eine schwache Erinnerung an ihre Herkunft. Die Enkel: ein fernes Echo und einige Fotos in Sepia von bärtigen Alten mit Melonen auf dem Kopf und schwarzen Umhängen, von dicken alten Frauen mit verlorenem Blick, langen Kleidern und Haarschnecken.

Wir, die Enkel, verstehen kaum, was es heißt, Jude zu sein. Ist es eine Religion? Eine Lebensform? Eine Ethnie? Eine Identität?

Jude zu sein heißt vor allem, als solcher gesehen zu werden. Aber das wussten wir damals nicht.

[Im Club Atlético] wiederholten sie: Ob er irgendwelche jüdischen Freunde hatte, das interessierte sie, sie wollten jegliche Informationen, ob er irgendeinen jüdischen Händler kannte, mit dem er Streit hatte, oder irgendjemanden dieser Religion. (CONADEP)

Ich weiß nicht, ob das, was ich höre, Gebrabbel ist, eine Stimme, die mich auf Sanskrit befragt, oder Musik, die komponiert wurde, um zu verstören, schwindlig zu machen, anzuwidern. Ein atonales Konzert mit wahn-sinnigem Text, mit krampfartigen und durchdringenden Rhythmen. Die Stimme wird von einer seltsamen Erschütterung begleitet, die plötzlich meine Haut durchfährt. Es sind keine Hiebe, sondern Berührungen von etwas, das nicht sticht nicht verbrennt nicht prügelt nicht verletzt nicht durchbohrt aber verbrennt durchbohrt sticht verletzt und prügelt. Tötet. Dieses Summen, diese Beklemmung, der Sekundenbruchteil der Ungewissheit, der dem elektrischen Schlag vorausgeht, der Hass auf diese Spitze, die beim Kontakt mit der Haut verrücktspielt und vibriert und schmerzt und schneidet und rammt und zerstört, Gehirn Zähne Zahnfleisch Ohren Brüste Lider Eierstöcke Fingernägel Fußsohlen. Der Kopf die Ohren die Zähne die Vagina die Kopfhaut die Poren riechen verbrannt.

Eine halbe Drehung: „Wie sieht es mit einem bisschen Strom in den Hintern aus?“, und sie lachen.

„Ist dir klar, dass du tot bist, seitdem du hier angekommen bist? Sing!“

Mein Deckname die der PRTler der Freunde der Montone-ros meines Bruders meiner Cousins die Namen aller und noch mehr noch viel mehr. Weißes Licht, trockener Mund, Zittern. Ich brülle mit Sehnen mit Muskeln mit Blut kehlige Worte Konsonanten und Vokale damit sie die Stromstärke herunterdrehen der nächste Schlag die Voltzahl der Angst schneller erfinden sie wollen Namen das Gehirn reagiert nicht.

„Ich bin ein Arschloch! Sie bezahlen mich dafür, ein Henkerarschloch zu sein!“

Ich werde diesen Herren nicht das Vergnügen bereiten, zu weinen. Warum auch. Tränen öffnen keine Schlösser, sagte die Großmutter immer.

Einmal hörte ich, wie jemand weinte. Der, der Kung-Fu genannt wurde, kam und holte sie aus ihrer Zelle, brachte sie

in das Folterzimmer und wir hörten die Schreie dieser Person, während sie gefoltert wurde. Als man sie in die Zelle zurückbrachte, hörten wir, wie sie gefragt wurde: „Von nun an weinst du nicht mehr?“ Und sie antwortete: „Nein, nein.“

Tränen öffnen keine Schlösser

„Wein doch nicht.“

„Wenn ich nicht weine, bin ich dir dann ähnlich?“

Ich will – genau wie du – die Hauptfigur von Abenteuern sein. Eine unabhängige Frau, dickköpfig und lebhaft. Und ich will nicht heiraten, wenn die Ehe ein solcher Schiffbruch ist wie der, über den du lieber nicht sprichst.

Die Ränder deiner Geschichte sind zerfranst: Ich habe nur eine Art Legende im Kopf, die aus deinen Erzählungen und meinen Erinnerungen, deinen Phantasien und meinen Träumen zusammengeknüpft ist.

Damals im Warschau des Jahres 1900 kümmert sich die älteste Tochter einer vielköpfigen Familie um die Geschäfte des Vaters. Der Alte, der nach so vielen Jahren der Obsternte müde ist, überträgt ihr einen Teil der Verantwortung.

Zierlich, quirlig, mit zwei geflochtenen Sonnenuntergängen, die ihr slawisches Gesicht einrahmen, bereist Kaila Berge und Steppen, um die Saat zu kontrollieren und Kunden zu gewinnen. An das Dasein im Freien, die Strecken durch den Schnee, das langsame Schwanken und Rütteln der Schiffe, Züge, Planwagen und Pferde gewöhnt, lebt sie weit entfernt von den Häusern der Stadt.

Eines Tages, als sie von einer langen Reise zurückkehrt, stellt sie fest, dass in der lauen Luft ihres Zuhauses ihre Zukunft eingefroren worden ist. Sie soll heiraten. Sie weigert sich. Sie versucht, sich aufzulehnen und weint drei Tage und drei Nächte lang, doch ihr Vater ist nicht dazu bereit, eine alleinstehende Tochter unter seinem Dach wohnen zu lassen. Sie wird im Hinterzimmer eingeschlossen, damit sie noch einmal nachdenken kann. Da Tränen keine Schlösser öffnen, muss sie den Zwangsaufenthalt zwischen diesen

Wänden ertragen. Die Bewerber, die weniger von der Mitgift als von der Schönheit dieser Frau mit ihren meeresfarbenen Augen voller Wogen im Blick, mit Dünen auf den Wangen und Knospen im Mund angezogen werden, kommen täglich und halten um ihre Hand an. Doch das verstärkt ihren Widerwillen nur. Sie werden abgewiesen. Das sture Fräulein, fast dreißig Jahre alt, findet es lustig, dass ein kühner 18-jähriger Junge an ihre Tür klopft. Sie weist ihn ab, wie die anderen, ohne eine gewisse Überraschung verbergen zu können. Wenige Stunden später dringt ein Gerücht an ihre Ohren: Mauricio hat um ihre Hand angehalten und droht damit, sich umzubringen, wenn sie ablehnt. Meine Großmutter denkt gar nicht daran, einem verzogenen Bengel nachzugeben, aber ihr Vater warnt sie: „Du wirst nicht länger unter diesem Dach leben, wenn du seinen Antrag nicht annimmst.“

Verblüfft, ohne eine einzige Stimme auf ihrer Seite, ermüdet von so vielen Drohungen, von so vielen verschlossenen Türen, fügt sie sich. Sie sagt ja zum jungen Mann, nein zu sich selbst. Von da an hört sie nicht mehr auf, sich nach dem verlorenen Paradies ihrer Freiheit zu sehnen. Jetzt ist es ihr Mann, der reist, der sich entschließt, den Ozean zu überqueren, um die versteckten Schätze Amerikas zu erkunden, und dafür seine Frau mit zwei Töchtern zurücklässt.

Sobald er sich in Buenos Aires niedergelassen hat, öffnen sich für die drei Frauen die Tore zum Exil. Statt wie früher mit Warenpaketen ist Kaila nun mit Betty und Sarita beladen, die weinen, sich streiten und ihr den Umzug, den sie am allermeisten verabscheut, unerträglich machen.

Paradoxerweise sollen es die Frauen sein, die die Neue Welt als einzige genießen. Mauricio stirbt kurz darauf. Er hinterlässt meiner Großmutter die Trauer, das Stoffgeschäft und vier Mäuler, die zu füttern sind. Das schlimmste Erbe ist das Geschäft. Als eingefleischter Macho hat er ihr die Einzelheiten des Betriebs vorenthalten und sie weiß nicht, wie sie ihn führen muss. Da sie sich nicht auskennt und weder die Rechtslage noch die Sprache beherrscht, entschließt sie sich zum Verkauf. Sie wird betrogen. Mit dem, was übrig bleibt,

eröffnet sie einen Wurstwarenladen, den sie mit den älteren Töchtern betreibt. Die jüngste kann studieren. Als die beiden größeren heiraten, lässt sie das Metallgitter des Ladens hinunter und zieht sich nach hinten in ihren Wohnbereich zurück, zwischen Begonien und Erinnerungen. Endlich ist sie frei, um in ihrer Wirklichkeit zu leben: den dreißig Jahren in ihrem Heimatland Polen.

Ich sehe zu, wie sie ihre Vergangenheit in der engen Küche aus Holz durchknetet, die auf einen einsamen Innenhof hinausführt. Hier empfängt sie mich und erzählt mir Geschichten. Ich betrachte sie zwischen den einzelnen Bissen gefiltem Fisch, zwischen den einzelnen Löffeln Farfel-Suppe. Ich erkenne das Kitzeln ihrer Nostalgie im langsamen Schwanken beim Durchkneten, in ihren halb geöffneten Lidern und in ihrer Stimme, die murrst: „Hätte ich es gewusst, wäre ich nicht gekommen.“

Diese Strafe

Jahr für Jahr beschwerst du dich über diese Strafe mit dem Namen Eheleben, doch du versteckst deine schlechte Laune hinter Melodien, Weisen und Liedern. Der Text schnurrt, während du wäschst, bügelst, kochst; es ist Lyrik, die deinem präzisen und genauen Stil entgegensteht.

Egal, ob ich weiß, wer ich bin / wo komm ich her, wo geh ich hin vermischt sich mit *Allein, runzlig und völlig am Ende / sah ich sie heute Morgen aus dem Cabaret kommen*, in einer Collage, an deren Ende *Küss mich noch einmal / denk daran, vielleicht / sehen wir uns nie wieder* steht, wenn du gute Laune hast. Wenn du schlecht drauf bist, heißt es eher *Dass die Welt immer eine Schweinerei war und sein wird / weiß ich schon / so war's 506 und 2 000 auch*, und dein Gesicht verzerrt sich vor Wut, wenn du zum Urteil kommst: *Doch dass das zwanzigste Jahrhundert eine Reihe von üblen Bosheiten ist / wird von niemandem verneint* und deine Stimme wird immer lauter bei *Zwanzigstes Jahrhundert, ein Trödelladen / voller Probleme und fiebrig schnell / wer nicht laut schreit, geht immer*

leer aus / und wer nicht stiehlt, der ist nicht hell. / Auf geht's, immer weiter geht's / drüben im Ofen treffen wir uns eh wieder. Ein Tango, den die Herren Militärs aus irgendwelchen Gründen verboten, als sie, wie im Lied besungen, *das Heft aus der Hand, und die Hand gleich dazu* nahmen.

Möglicherweise ist das Singen mit voller und beschwingter Stimme ein Weg, deiner bescheidenen Routine, der du dich in deinem goldenen Käfig zähneknirschend ffügst, Glanz zu verleihen. Papi heitert dich mit Einfällen auf, die er aus der Tasche zieht, während er im Flur auf und ab geht.

„Ich habe dir gesagt, dass ich dich liebe, nicht, dass du erster Klasse reisen wirst!“

Du findest es nicht mehr lustig. Du bist nicht einmal erster Klasse gereist, als du nach Argentinien kamst. Du konntest dich vor dem Frauenhandel zwischen Warschau und Buenos Aires retten, doch dann verlorst du dich in einem Leben, das nicht sonderlich romanhaft ist. Eine Vergangenheit im Bordell nährt die Vorstellungskraft besser als diese vernunftbasierte Ereigniskette, die du vage „meine Geschichte“ nennst. Angestellt in einem Hutgeschäft, verliebt auf einer Silvesterfeier, verheiratet mit einem einzigen Mann, Mutter von zwei Kindern. Dein Leben ist eine unbedeutende Schallplatte mit Sprung, und zu allem Überfluss mit 78 Umdrehungen pro Minute: eine Antiquität, die nicht mehr wert ist als ein paar dünne Schichten der Zeit.

Zum Glück gibt es Leute, die ihrem eigenen Leben nicht ähnlich sehen. Deine Ausstrahlung ist enorm, und sobald du den Raum betrittst, stellt man deine Biographie in Frage. Vor allem passt dein herrschaftliches Gebaren nicht zur Schürze und den Gummihandschuhen. Schlanke Figur, feine Gesichtszüge, zarte Finger: ein aristokratisches Ensemble. Die Diskrepanz zwischen Persönlichkeit und Auftreten verstärkt sich, wenn du das Wort ergreifst: Deine Ansichten erzeugen Windstöße. Du bist manchmal waghalsig, oft ungestüm und immer leidenschaftlich. Gewohnt, dir Gehör zu verschaffen, auch Befehle zu erteilen. Abgesehen davon, dass du eine strenge Kontrolle über jeden Winkel Raum unserer

Familie ausübst, tummeln sich in den Schaltkreisen deines Gehirns exotische Persönlichkeiten und deftige Anekdoten, die du uns zum nachmittäglichen Glas Milch schenkest: der Zirkus, den du mit Großvater besucht hast, wo Teile aus *Tausendundeiner Nacht* in der Río-de-la-Plata-Version aufgeführt wurden, in der Scheherazade wie eine Mestizin gekleidet ist und Mate kocht; das Haus, das Onkel David sich bauen ließ, nachdem er in der Lotterie gewonnen hatte, mit zwei komplett identischen Stockwerken, einem zum Leben und einem als Reserve, bedeckt mit Zeitungspapier, damit es nicht verwaahlte; die Abenteuer von Samuel, der verfluchten Puppe mit den riesigen Ohren und der näselnden Stimme, die verwaahlte Autos in fünf oder sechs Garagen der Stadt besaß und sie als Betten benutzte. In einer von diesen musst du im Juli 1977 deine Fantasie geparkt haben.

Verdamnte Schlampen, die haben uns provoziert, direkt vor unseren Nasen, und wir haben sie gelassen. Sie sind alle Kommunistinnen, Mütter von Subversiven, und sie wagen es, Forderungen zu stellen. Wenn man mich ließe, würde ich mit Maschinenpistolensalven ganz schnell auf dem Platz aufräumen. Die würden nicht wiederkommen.

Heute musst du allein zu einem Platz mit Blumenbeeten und einem Denkmal in der Mitte fahren. Jeden Donnerstag kommst du her, halb schüchtern, halb herausfordernd, und läufst im Kreis, Arm in Arm mit einer anderen Frau mit dem gleichen Tuch auf dem Kopf, der gleichen Abwesenheit auf einem Foto, die euch Runde um Runde drehen lässt. Weitergehen, weitergehen, und beim Weitergehen so viele Dinge entdecken.

Für mich steht die Plaza für die Begegnung mit unseren Kindern. Das Rund zu betreten ist wie ein heiliger Akt, wie eine Zeremonie, die jeder Angehörige auf seine Art und Weise erlebt. Es gibt einen Augenblick, in dem man schweigen muss und dem, was neben einem geschieht, nicht zuhört: Das ist der

Augenblick des Gedenkens. Andererseits triffst du jeden Donnerstag jemanden, den du noch nicht gesehen hast, und durch das Umarmen dieser Person überträgt sich die Erinnerung. Und außerdem ist da das Aufeinandertreffen der Mütter. Dieser Fluss der Gefühle ist nicht so wie der des Alltags. Die Plaza ist vor allem der Ort der allerstärksten Anklage: Sie stört die Kirche, sie stört die Politiker, sie stört jeden, der dort vorbeigeht und sagt: „Diese Alten sind ja immer noch da.“

Neben diesen gleichen Alten sind da die gleichen Stiefel der Wachen. „Weitergehen, weitergehen!“ und ihr gehorcht auf eure Art und Weise und geht weiter im Kreis, dreht eure Runde aus Müttern und Kindern, Hand in Hand.

Wir kamen immer zurück, obwohl die Polizei uns verfolgte. Sie zogen einen Zaun und ließen uns nicht durch. Am Ende wollten wir alle aufs Polizeirevier gehen, weil wir für Aufruhr sorgten. Wir blieben davor stehen, während zwei, drei, fünf oder zwanzig Mütter hineingingen, und wir verharrten dort bis in die Morgenstunden und wechselten uns ab. Die Mütter, die festgenommen wurden, blieben im Allgemeinen ein paar Tage, dann ließ man sie gehen. Einmal, als wir zur Plaza kamen, sahen wir, dass die gesamte berittene Truppe dort war. Ich ging zwischen zwei Pferden hindurch, die sich aufbäumten, weil sie absichtlich nervös gemacht worden waren. Ich hatte große Angst. Ein anderes Mal jagten sie hinter uns her und wir versuchten, uns in die Kathedrale zu flüchten. Als die Pfarrer das sahen, verschlossen sie die Türen vor uns.

„Haben Sie keine Mütter?“ riefen wir ihnen zu. Hebe de Bonafini erinnert immer daran, wie sie mit für den Kriegsfall geladenen Maschinenpistolen kamen, um uns von der Plaza zu vertreiben, und wie sie den Befehl riefen, „Anlegen!“ und wir ihnen antworteten: „Feuer!“

„Feuer!“

„Ich bin nicht tot! Ich bin nicht tot!“

(Federico García Lorca vor seiner Erschießung)

„Ihr bringt mich um! Aufhöööören! Ihr tötet mich!“

„Gerardo?“ Er ist es. Es ist die Stimme von Gerardo. Diese Sicherheit lähmt mich, macht mich schwindelig. Ich habe keine Zeit, um nicht zu reagieren.

„Ich weiß nichts! Stop!“

Sein Wimmern lässt mich zerbrechen, in zwei, in tausende Teile, die ich nicht zählen kann. Er ist es, er wird in einem Nebenraum sein, oder es ist eine Aufnahme, um mich zum Reden zu bringen. Die Stiche gehen weiter; die Voltzahl scheint höher denn je zu sein; ich beiße mir auf die Zunge, um nicht zu platzen.

„Ey, guck mal, die gleiche Narbe. Nicht dass es ein Herkunftsetikett ist!“

Die Hinterlassenschaft einer Impfung, die sich entzündete, auf dem Rücken: Wir tragen sie wie eine Trophäe, weil sie uns identifiziert. Sie haben dich. Ja, du bist da.

„Aufhöööören! Ihr bringt mich um!“

Sie bringen dich um! Nein, das darfst du nicht rufen! Sie bringen dich nicht um! Meine Stimme überschlägt sich, als sie sich einen flüchtigen Augenblick lang mit deiner überschneidet. Schließlich herrscht Stille. Ich höre dich nicht mehr. Ich fühle mich nicht mehr.

Während des Verhörs hörte ich die Schreie meines Bruders und seiner Freundin, Graciela Barroca, deren Stimmen ich einwandfrei erkennen konnte. Außerdem erwähnten die Folterer eine Narbe, die wir beide – mein Bruder und ich – auf dem Rücken haben, was seine Anwesenheit an diesem Ort bestätigt.

(Nora Strejilevich, *Nunca Más*)

Ich soll gestehen. Jetzt erst recht nicht. Und außerdem, was gestehen?

„Wenn du nicht singst, bist du erledigt. Wenn du nicht singst, stirbst du.“

Der Satz erklingt nüchtern, getragen vom ausströmenden Mundgeruch. An diesem klaren und bestimmten Gedanken hängt der Faden, der mein Leben ist. Der Tod als schlichte Tatsache. Eine einfache Nachricht, die es nicht einmal in die Tageszeitungen schaffen wird. Sie gelangt kaum zu den Anführern, die sich als die Köpfe aufspielten.

Es gab die Köpfe, die die Entscheidungen trafen und nicht mit den Häftlingen zusammenlebten. Der direkte Kontakt mit der Tatsache, dass man jemandem zu Freiheit oder Tod verurteilte, ist sehr grausam ... niemand wollte direkten Kontakt mit den Häftlingen. (Der Türke Julián, *Crónica*, 4. Mai 1995)

Den Kontakt zu den Tatsachen in den Tageszeitungen zu suchen, ist, als zöge man ein Horoskop zu Rate: Die Voraussagen können alles heißen. Mama liest laut vor: „Renommierte Beamte versichern nach einer eingehenden Untersuchung des Themas ‚Verschwundene‘, dass es eine philosophische Antwort geben wird.“ Papa hört zu, die Bombilla im Mund, damit er seine Zunge beschäftigen kann, die sonst außer Kontrolle gerät.

„Mehr Details schreiben sie nicht?“

„Nein, hab Geduld.“

„Haben Sie Geduld!“ sagten sie zu uns. „Wir können keine sofortige Lösung anbieten. Bald bekommen Sie eine Antwort. Kommen Sie morgen noch mal her.“

Die Weisung, die sie buchstabengetreu befolgten, lautete: jeden gut behandeln, freundlich sein, keine Hoffnung durch konkrete Aussagen wecken, den Eindruck vermitteln, dass gesucht wird, dass man sich kümmert, die Leute hinhalten. Ich erkannte langsam, dass nichts, was ich als Individuum tun konnte, zu einem Ergebnis führen würde, und da schloss ich mich den Müttern an. Es ging gar nicht darum, den eigenen Sohn zu suchen, sondern alle. Durch sie wurde das Muttersein geteilt.

Welche Flugblätter?

„Warum all diese sozialistischen Bücher? Was für Flugblätter hast du zu Hause verfasst? Mit wem hast du in El Tigre zusammengelebt? Rede!“

Über Roberto und seine Verrücktheiten reden? Darüber, wie er unbrauchbare Geräte im Sonderangebot gekauft hat? Darüber, dass er ständig seine Möbel verpfändet hat, um noch plötzlicher auftauchende Schulden zu begleichen? Über seine Erfindungen, die er in unbekanntem afrikanischen Ländern verkaufen wollte? Der krönende Abschluss: die eigene Druckerpresse. Man kann dieses Monstrum nicht stoppen, wenn es einmal in Gang gesetzt wurde: eine wilde Maschine, verflucht sei die Stunde, in der du sie in unsere neue Wohnung gebracht hast. Sie bedruckt serienweise Papier, während sie eine grüne Tinte ausspuckt, die auf uns spritzt und uns in lautes Lachen ausbrechen lässt. Ihre Frechheiten, diese nicht vorhersagbaren, großen Flecken, kosten uns die Arbeit mehrerer Stunden. Stunden, die wir mit dem Verfassen, Bearbeiten, Drucken und Bestücken einer unglaublichen *Zeitschrift der Philosophie* verbracht haben, die wir vertreiben und sogar selbst kaufen, wenn es zu wenig Kunden gibt.

Das Wort „Kunde“ ist nicht zu riskant. Keine Leser, sondern Kunden. Roberto setzt seinen Verkäufertonfall ein, ein Spiel, bei dem du an einem Ufer – bei der Ironie – anfängst und dann langsam auf die andere Seite hinüberkraulst – zum guten Geschäft – und dabei die unterschiedlichsten Stile miteinander verkettest. Du schwimmst zwischen dem Humor und dem Einzelhandel, aber in der Stunde der Wahrheit gehst du unter.

Buenos Aires, 21. Oktober 1974

Liebe Nora,

leider muss ich Ihnen mitteilen, dass unsere Firma als Zahlung für die Auslagen, die Ihr gestriger Kinobesuch verursacht hat, folgende Dienste verlangt:

Zitate von Hegel und Marx	3
Streicheln des Haares	9
Lächeln	16
Küsse	3
Summe	31

Wir bitten Sie darum, diese Forderung kurzfristig zu begleichen.

Unterschrieben hat es ein mir unbekannter Vertriebschef, der seine Adresse angibt. Ich antworte im gleichen Stil und gebe wie nebenbei meine Telefonnummer an. Ein Jahr lang spielen wir ein Liebespaar: Du wählst meine Nummer, ich erwarte deinen Anruf aus El Tigre, aus dem Zentrum, von den wichtigsten Punkten, an denen du dich bewegst: Von deinem Arbeitsplatz bei der Zeitung, aus dem Haus deiner Eltern, der Universität, den Cafés und von einem fünften Punkt aus, der ständig in brownischer Bewegung ist. Um einander nicht aufgrund von verpassten Treffen zu verlieren, beschließen wir, unter einem Dach zu leben. So wird unsere Ansammlung von Träumen, Begegnungen und Trennungen, Kommunikation und ewigen Kurzschlüssen geboren.

Unsere Wohnung formt sich mit uns und wir werden ein richtiges Paar. Die giftgrünen Wände der ersten Tagen werden weiß und wir können sehen, wie Zimmer entstehen; die Holzkisten bekommen Füße und wir haben Stühle; Wege aus Metall zerteilen die Berge aus Büchern und die Bibliothek entsteht; die Matratze wird zum Bett; mit dem Külschrank kommt die Gewohnheit, zu Hause zu essen, mit den Sesseln der Brauch, sich zum Zeitunglesen hineinzusetzen. Meine Bilder und deine Landkarten, unsere Ideen und Manien, Alltag. Als sich unsere Tagesrhythmen zum Verwechseln ähnlich sind, geraten die nächtlichen langsam aus dem Takt. Abwesende Liebkosungen lassen unsere Herzen unterschiedlich schnell schlagen. Die Nacht zerteilt uns und entblößt uns als getrennte Wesen, die der Tag mit unsichtbaren Nadelstichen zusammennäht.

Bis die Nächte länger werden, wie im Winter, und die Wände schwarz färben. Unser bequemes Glück fliegt in sanften monatlichen Raten aus dem Fenster. Du verkaufst den Plattenspieler und damit geht die Musik, die unser Schweigen begleitete; außerdem verschwinden der Tisch, die Nachttischlampe, die Vorhänge, der Spiegel. Das Haus ist ein Fremder, genau wie wir, am Tag, an dem wir unsere Sachen packen und den Inhalt unserer zerbrechlichen Romanze in zwei Reisetaschen unterbringen.

Wir trennen uns ohne diesen Papierstapel, der sich nach einer Scheidung auftürmt. Nun kann der Portier sich rächen. Er hat es satt, uns zähneknirschend Herr und Frau zu nennen, obwohl er genau weiß – woher auch immer –, dass wir nicht verheiratet sind, und lässt jetzt wagemutig das Wort „Fräulein“ fallen, als ich das Gebäude verlasse. Er betont es und schaut mich an. Die Moral treibt ihm das Blut in die Wangen. Sein Mund flammt wie eine Rosenknospe auf.

„Auf Wiedersehen, Fräulein.“

Die guten Sitten verurteilen mich von der erhabenen Position des guten Menschen aus. Ein Mensch, der eilig seine Bürgerpflicht erfüllt: die Sicherheitskräfte darauf hinzuweisen, dass zwei verdächtige junge Leute gerade aus ihrer Wohnung ausgezogen sind, wo sie eine Druckerpresse hinterlassen haben, die sicherlich zu subversiven Zwecken genutzt wurde. Sie dringen in die Wohnung ein.

Wie konnten wir in ein Viertel voller Militärs ziehen? Wie konnten wir die Verdächtigungen nicht riechen, die aus den Fenstern strömten? 1976 war in Argentinien jeder junge Mensch schuldig, bis das Gegenteil erwiesen war. Wir vergaßen diesen Grundsatz und verloren.

Nach einer angemessenen Zeit rettet Roberto das, was noch übrig ist. Von der Brücke aus sieht er die gleiche Landschaft wie immer: Kinder, die auf dem Rasen im Schatten gelber Linden spielen. Er geht hoch in den vierten Stock. Verriegelte Türen, eingeschaltetes Licht, umgeworfene Möbelstücke, die totale Plünderung. Herausgerissene Fußböden, Berge aus Büchern, zerschnittene Bilder und Landkarten, zerbrochene

Stühle. Die Platten der Beatles sind schwarze Splitter, zu einer wilden Partitur angeordnet.

Sie warfen alle seine Platten auf den Boden und trampelten daraufherum. Was gegen diesen Jungen vorlag, war, dass er ein Stipendium in einem „gefährlichen“ Land erhalten hatte. Bevor sie gingen, brachen sie die Tür aus den Angeln.

Auch ein Mensch zerbricht. Nicht so wie ein Glas, aber fast. Die Scherben und Splitter des Glases werden weggeworfen, aber die der Menschheit werden wiederverwendet für Frauen und Männer mit brandneuen Identitäten. In dieser Unterwelt der Verschwundenen kommt das gelegentlich vor. Der Auferstandene hat die gleichen Fingerabdrücke, aber ihm wurde ein neuer Motor eingepflanzt, der bisher null Kilometer gelaufen ist und jetzt alles dem Erdboden gleichmacht. Man weiß nicht, wie oder wann jemand einen solchen Bruch erleidet. Für die Behandlungen, die in den Zentren für die Neugestaltung von Menschen vorgenommen werden, lautet der Auftrag, Zerbrochene hervorzubringen, daher ist jeder Gefangene besessen von der Frage: Wie viel halte ich aus? Lohnt es sich, zu schweigen, wenn andere singen? Aus sich selbst hinauszutreten ist jedoch nicht so einfach. Daher lautet meine Parole: Bei mir bleiben, immer bei mir bleiben. Mich nicht einmal durch Zufall allein lassen. Immer an meinem Schatten kleben, auch wenn ich ihn nicht sehe. Ich schaffe es dank einer Technik, die die Erinnerung tötet. Die Erinnerung soll sich zusammenballen und ihr eigenes Leben führen, weit weg von hier, mit ihren eigenen Figuren und Schauplätzen.

Sich an nichts erinnern

Ich erinnere mich nicht mehr an die Zellennummern, an die Gefangenennummern, die ich im Gefängnis hatte, daran, wie die Zelle war. Das einzige, woran ich mich erinnere, ist ein Fenster, aber nicht mehr, ob die Betten aus Metall oder Holz waren. Ich erinnere mich an das WC aus Sierra-Chica-Granit

und daran, was das Gefängnis für ein Gewölbe war. An den sogenannten Esel – einen Schrank, wo man Sachen aufbewahren konnte – und an nicht viel mehr. Ich erinnere mich nicht mehr an die Uniform, außer dass sie grau und blau war, aber an eine Spinne und an eine Zeile aus einem Gedicht, die besagt: „Die Einsamkeit lässt sich von der Decke herab wie eine riesige Spinne“. An viel mehr erinnere ich mich nicht.

Sich an nichts zu erinnern lautet die Parole. Ich erinnere mich weder an Gesichter noch an Versammlungen, weder an den Rauch noch an den Enthusiasmus, weder an die Parolen noch an den Beifall, weder an die Freunde noch an die Liebhaber noch an die Nachbarn.

Die Notwendigkeit und die Dringlichkeit, bestimmte Situationen zu vergessen, Kameraden zu vergessen, Gesichter zu vergessen, war so groß, dass ich sie wirklich vergaß. Für nichts, oder? Denn schließlich, nach einem halben Jahr Haft, kam ein Militär und sagte mir, dass ich am nächsten Tag freigelassen würde. In dem Augenblick lernte ich, diese Allmacht zu hassen, weil ich sie am eigenen Leib erlebte. Am letzten Tag der Gefangenschaft erfuhr ich, was man mir vorwarf. Der Vorwurf lautete, ein Mitglied der Montoneros zu sein; sie versicherten, dass sie subversives Material bei mir unter einer Matratze gefunden hätten. Ich sagte ihm, dass ich schon extrem dumm sein müsste, so belastendes Material unter einer Matratze aufzubewahren, wo es doch so viele Hügel gab, in denen man so etwas verstecken könnte. Der Kerl dachte ungefähr drei Minuten lang nach und sagte dann zu mir: „Ja, du hast Recht, morgen kommst du frei.“ Er notierte sich meinen Namen und ging.

Namen, Na-men, Naaaaameeeeeen, N-a-m-e-n. Wie meine Bekannten aus der Universität heißen, wie die Freunde von meinem Bruder, die Frau von meinem Cousin, die, die mit mir nach Israel reisen, das heißt, ohne mich. Namen: Hinz und Kunz. Marcus und Aurelius. Ich weiß nicht mehr, was ich erfinden soll, um mich aus der Klemme zu befreien, ohne mir selbst zu widersprechen. Zum Glück habe ich ein

sehr schlechtes Gedächtnis und erinnere mich an fast niemanden. Ich erinnere mich beispielsweise nicht mehr an Patricia, meine Freundin, meine Doppelgängerin.

Ja, meine Doppelgängerin

Patricia, jahrelang folgten wir einander auf dem Fuße. Du warst eine Freundin von Gerardo, ich kannte deinen Kameraden, wir waren uns in der Schattentheaterwerkstatt begegnet. Wir waren gleich alt und hatten die gleiche Statur, eine gewisse Ähnlichkeit und bestimmte unsichtbar verlaufende Lebenslinien, die schließlich zusammenliefen.

Wartesaal, zwei gegenüberstehende Stühle. Sie führen Auswahlgespräche für eine Reise, diesen diskreten Ausweg aus der Kaserne, die unser Land 1977 ist. Die Soldaten interessieren sich nicht für uns, aber die Atmosphäre ist unerträglich, die Gerüche riechen nach Tod. Nahe bei unserem Haus sei eine Familie verschleppt worden, auch das Baby, am helllichten Tag seien sie wiedergekommen, um den Fernseher und die Möbel abzuholen. Ein Einsatzkommando sei gesehen worden, die Straße wurde abgesperrt, Schreie waren zu hören. Der Besitzer meiner Wohnung sei mitgenommen worden.

Buenos Aires, 16. Juli 1977. Der Tag, an dem wir vom Flughafen Buenos Aires-Ezeiza aus nach Israel reisen. Du suchst überall: am Schalter von Aerolíneas, in der Abflughalle, an der Ausgangstür, in den Geschäften, auf den Toiletten, in den Gängen, bei den öffentlichen Telefonen. Du lässt mich über die Lautsprecher ausrufen. Nichts. Welch eine an Wahnsinn grenzende Unpünktlichkeit, brüllst du eher ängstlich als wütend. Als das Flugzeug abhebt, zerfällt alles in zwei Teile. Ich komme nicht, du fliegst. Ihr bekommt Flügel, ich Ketten. Aber das Flugzeug, fällt mir ein, nimmt in deinen Koffern meine Traumvorstellungen mit, und so setzen wir uns über die vereinfachende Logik der Gewehre hinweg. Diese Liste stelle ich mir im Land des Ich-erinnere-mich-nicht vor, im Club Atlético, wo ich heimlich an dich denke; du weißt gar nicht, wie oft. Es reicht, dir zu sagen, dass du mit der Landung

im Mittleren Osten zu meiner Doppelgängerin geworden bist. Dein Auftrag ist fast unerfüllbar: Du musst dich um meine Träume kümmern, ohne deine zu vernachlässigen. Diese Idee kommt mir, als sie mich mehrere Tage, die zu Nächten werden, und Nächte, die weiterhin Nächte bleiben, allein lassen. Die Dunkelheit hilft mir, deine Jugend mit absoluter Klarheit zu erkennen. Ich erinnere mich an dich im Schattentheater, wo du Pappfiguren gebastelt hast, mit gerunzelter Stirn, ungeduldig, weil deine Gestalten nicht ohne Weiteres zum Leben erwachen wollten. Du warst immer begierig darauf, sie zu wecken, und sprachst im Stillen mit ihnen, bis sie mit ihrer Persönlichkeit und ihren Stimmen erschienen. Ich erinnere mich vor allem an Gilgamesch – dieses Epos, das vom ersten Klagelied eines Menschen über den Tod eines anderen, seines Freundes Enkidu, berichtet. Die Verzweigung über diesen Verlust erschallte aus dem Land der Sumerer und war an der Straßenecke Posadas und Libertad zu hören, wo das Epos aufgeführt wurde. Ein Lebenshauch von vor viertausend Jahren belebte die Figuren, deren Schatten auf die Leinwand geworfen wurden. Zwischen Burgen und Hügeln lächeltest du. Nach deinem imaginären Schlüssel wird die Geschichte neu geschrieben: Alles kann auferstehen und sich verändern.

Deshalb habe ich dich ausgesucht, Patricia. Es ist an der Zeit, das Gelernte in die Tat umzusetzen. Das Theater wird unser Alibi sein. Ich der Schatten, du die Hand. Und da nichts von mir meiner Doppelgängerin fremd ist, wirst du meine Schattenträume erraten. So werde ich aus meiner Höhle entkommen können und die Sonne sehen, dort in Jerusalem.

Nachtfalter

Sie haben mein Buch *O Jerusalem*. Sie lesen mir Abschnitte daraus vor. Nicht unbedingt, um mir zu zeigen, dass sie lesen können, sondern um meine Beziehungen zu den Terroristen der Irgun auszuloten.

„Aber die Irgun ist 1948 aufgelöst worden!“

Das beruhigt sie – und es würde sie noch mehr beruhigen,

zu wissen, dass die Irgun keine linke Gruppierung war-, aber es taucht noch mehr auf, was sie beunruhigt: „Was machte Marx in deinem Bücherregal? Was hast du noch gelesen? Erzähl!“

Die Kampagne gegen die Bücher wurde vom Heer selbst durchgeführt. Die Soldaten kamen in zentral gelegene Buchhandlungen und säuberten die Tische und Regale. Ich erinnere mich daran, dass bei einem dieser Vorfälle hunderte von Leuten zusahen, ein paar Tage nach dem Putsch von Videla. Die Buchhandlung war sehr groß, es gab einen Saal mit Tischen, auf denen sich neue und gebrauchte Bücher stapelten. Dort hielt ein Militärlastwagen und das makabre Ritual begann ... Beim Fallen machten die Bücher ein dumpfes Geräusch. Die Leute blieben still. Wie die entführten Kinder hatten auch die Bücher keine Stimme, um sich zu verteidigen ... Die „Büchersäuberung“ war eine Aktion derer, die als „Geheimdienst“ bezeichnet wurden. Ein Heer, das Bücher verbrennt, kann niemals den Krieg gewinnen. (Osvaldo Bayer, *Rebeldía y esperanza*)

Ich liebe es, diese riesigen Bücher mit den harten, roten Einbänden auf- und zuzuschlagen. Ich schlage auf: Ein Wolf lugt zwischen den Bettlaken hervor, als 80-jährige Großmutter verkleidet. Ich schlage zu: die reisende Ameise geht mit ihren Holzschuhen über den staubigen Boden davon. Die Bücher sind meine Theatersäle: Ich bin Regisseurin, Zuschauerin und sogar Darstellerin, wann immer ich Lust dazu habe.

Eines Tages näherte ich mich auf Zehenspitzen dem Regal der Erwachsenen. Ich ziehe einige dicke Bände heraus, gefüllt mit Buchstaben und noch mehr Buchstaben. *Black Beauty* ist mein Lieblingsbuch. Im Herbst, als ich krank bin, nehme ich es mit ins Bett, damit das Fieber davongaloppiert. Ein wildes, schwarzes Pferd, das sich an das unvergleichliche Weideland seines ersten Zuhauses erinnert.

Meine Begegnungen mit den Büchern sind geheim. Niemand erfährt von den Tränen, die ich für David Copperfield

vergieße, oder von meinen Abenteuern mit Tom Sawyer. Beim Lesen entstehen und vergehen Welten, die nur ich kenne.

Als wir ins Zentrum ziehen, flüchte ich mich erneut in das einladende Geflüster der Bücher. Die Stadt widert mich an.

„Warum eine Wohnung?“, frage ich mit Nachdruck jeden, der mir zuhört. Die Avenida Corrientes verwirrt mich, verdirbt mir die Laune, treibt mich in meine magische Höhle: die Bibliothek. Dort kann ich mir meinen eigenen Raum erschaffen, mir meine Begleiter aussuchen: *Die drei Musketiere*, *Martín Fierro*, *Betty und ihre Schwestern*. Meine Freunde sind die großen und kleinen Buchstaben, die unter dem trüben Licht der Glühbirne miteinander spielen.

Ich bin schon eine Jugendliche und will unbedingt etwas lernen. Die Bücher springen mir entgegen, sobald ich sie sehe, noch bevor ich sie auswählen kann. Ich will mir die Kultur einverleiben. Ich mache Notizen zu Absätzen, unterstreiche, lese und lese noch einmal, um ein Universum aus Konzepten zu erschaffen, das zu groß für mein Gehirn ist. Ich will alles hinunterschlingen, ohne mir Zeit zum Verdauen zu nehmen. Nun bin ich Studentin und habe eine Marotte: Ich lese vor allem das, was unsere Professoren nicht empfehlen. Ich erinnere mich an ein paar Sätze, vielleicht an bestimmte Ideen. Der Rest ist dem Vergessen anheimgefallen. Nur die Bücher bleiben. Unendliche Welten, bewahrt in unendlichen Zeichen. Eines Tages fand ich nicht das, was ich suchte, und setzte mich hin, um es zu schreiben. Seitdem spiele ich zwischen meinen Absätzen mit mir selbst Verstecken. Ich sammle Gedanken, Bilder, Nachtfalter.

Es heißt, dass die Nachtfalter beim Kontakt mit Licht sterben. Aber es sind so viele, dass man es nicht bemerkt, weil immer wieder neue erscheinen und rund um die Laterne flattern. Sie geben sich nicht geschlagen.

K-48

Ich gebe mich geschlagen. Ich muss meinen Namen wie eine Waffe abgeben.

„Du heißt K-48. Wenn du dieses Kürzel vergisst, kannst du dir das Rauskommen abschminken.“ K-48, Vor- und Nachname. An den Gefängniscode hatte man sich zu erinnern.

Man musste sich an die Nummer der Schlösser erinnern, die die Fußfessel an die Knöchel ketteten und nur abgenommen wurden, wenn man gefoltert oder zum Waschen gebracht wurde. Diese Schlösser hatten auch die, die keine Augenbinde trugen. Der Beweis dafür, dass man zu den Gefangenen gehörte, war das Schloss. Das sieht man auch in Filmen, oder? Aber es stellt sich heraus, dass sie dir Fußfesseln anlegen konnten und du mit diesen Fesseln und den Schlössern laufen kannst. Die Schlösser, die sie uns anlegten und abnahmen, waren nicht die einzigen. Auch die Wärter wurden „Schlösser“ genannt. Man hatte ein Schloss in der Zellentür, ein Schloss an den Füßen und ein Schloss draußen, das einen bewachte. Und man wurde nach der Nummer des Schlosses benannt. Ich werde sie nie vergessen.

Wenn ich vergesse, verdamme ich mich; wenn ich nicht vergesse, verdammen sie mich. Erledigt bin ich so oder so. Keine frische Luft mehr, keine Freunde mehr, keine Zeitungen, keine Küsse, kein Mond, keine Züge mehr, nichts mehr.

Vor dem Zugfenster rasen in Höchstgeschwindigkeit Seen, Pinienwälder, ein Vulkan vorbei. Futalaufquen, Huechulaufquen, Lanin. Honig in den Wörtern, heißer Milchkaffee im Zug, der sich Richtung Süden schlängelt, Kakao in der Herberge, wo wir Gäste aus der Sekundarstufe uns überall zum Schlafen hinlegen. Ein köstliches, heißes Getränk in der kalten Nacht in San Martín de los Andes, dem warmen Zufluchtsort voller Lieder, Streiche und der ängstlichen Gespanntheit auf das, was vor dem Fenster zu sehen sein wird, wenn der Tag kommt.

Mich weckt eine Sonne, die zu hell für meine an Smog gewöhnten Augen ist. Die Farben machen mich schwindlig, der Widerschein des Schnees im Gebirge ist zu stark. Die Intensität des Lichts zieht mich hoch und ich mache

einen Spaziergang. Ich bin ein Passagier in einem Zug aus Glas, dessen Endstation eine Oase ist, ein enormer Spiegel, den die Berge durchstoßen, um zum Mittelpunkt der Erde zu gelangen. Keine Menschenseele ist unterwegs. Nur ich vor dem außergewöhnlichen Panorama des Paradieses. Ich laufe zum See und betrachte mich im Spiegel. Die auf dem Kopf stehenden Gipfel zerspringen in tausend Teile, als das Wasser sanft meine Lippen berührt. Gebannt betrachte ich jedes Detail: die glatten Kanten der Kieselsteine, den Tau, Ankunft und Abfahrt einer Fähre an der Mole. Ich tauche ein in einen unbekanntem Frieden, der mich mit irdischen Armen umfängt. Ich sehe die Schuppen des Sees zwischen meinen Fingern und verharre in einem Universum ohne Zeit. Unbegrenzt. Dann schließe ich einen Pakt mit der Nora zukünftiger Zeiten: mich zu erinnern. Ich stecke die Erinnerungen tief in eine Tasche des Gedächtnisses, um sie hervorzuholen, wenn es nötig ist. Heute projiziere ich sie auf halbgeschlossene Augenlider, damit die Kälte sich zusammenzieht.

Es ist kalt

Es ist kalt. Sehr kalt. Die Kälte kommt aus den Wänden, zieht sich am Federrahmen der Pritsche entlang, steigt die Matratze hoch, klettert über den Rücken und setzt sich im Nacken fest. Sie spielt mit jedem einzelnen Wirbel des Rückgrats, hin und zurück, von oben nach unten, von unten nach oben, pausenlos. Eine Todeskälte, die Grimassen schneidet. Durch das unsichtbare Gitter der Zelle kommt ein Lichtstrahl herein, der die Luft wie eine Klinge teilt. Er trifft auf die Haut und ich sehe eine klebrige Schweißschicht. Ich versuche, ihn zu berühren, ich weiß nicht, wie. Meine Hände nähern sich einander und fallen wie totes Gewicht wieder herunter. Ich will ihn anschauen. Der Kopf hebt sich und sinkt wieder zurück. Ich will dieses Geflecht aus Wunden und Blutergüssen verlassen. Die zusammengeketteten Füße kämpfen nicht mehr. Der Schmerz heult von den Beinen bis zum Kopf wie eine eintönige Obsession, die stetig wiederholt: Du bist

gefangen, verschwunden, geschwunden, veber-schwubu-deben. Ich halte mir die Ohren zu. Ich versuche, zusammengekauert einzuschlafen, um zu vergessen, dass ich dieses leblose, zuckende Ding bin. Ich muss mich an die Nummer K-48 erinnern, ka achtundvierzig, ka ...

49, 50, 51

Neunundvierzig, fünfzig, einundfünfzig Latten hat der Zaun, der mich von der Welt trennt. Ich bin in der Vorstadt der Verbände und der Antibiotika eingesperrt, das kranke Gesicht des Lebens: das Krankenhaus. Santa Rosa, La Pampa, ein Sommer als Betreuerin. Fernab jeder Logik gibt es mitten im Januar Unwetter. Der Regen prasselt stetig auf die geduldigen Fliesen der Innenhöfe, welche die Erosion durch die Tropfen hinnehmen. Vom starken Sonnenschein im November und Dezember verwitterte Fliesen, die den Heimsuchungen des unnachgiebigen Wechsels der Jahreszeiten ausgeliefert sind. Unsere Tage verstreichen im Schatten unserer Pläne: Freiluftaktivitäten für die Zeit nach dem Regen.

Es gibt nur eine einzige Bar in der näheren Umgebung, die sich mit einer rotierenden Discokugel über der Tanzfläche brüstet. Bunte Lichtstrahlen erzeugen unendliche Fächer, die gegen die tanzenden Gestalten prallen. Daher dauert es eine Weile, bis einem auffällt, dass der Betreiber nur eine Platte besitzt – oder auflegt. Nacht für Nacht, Stunde für Stunde die gleiche Bariton-Stimme, lieblich, durchdringend:

Statt zu weinen gilt es zu lachen / so sollte man das im Leben machen ...

Wir nehmen uns diesen Rat zu Herzen und gehen nach dem Essen noch einen trinken. Wir laufen über Gehwege und verlassene Straßen, eintönig, verloren in Erinnerungen an das Vizekönigreich, die letzten Endes zu den einfachen Pritschen im alten Haus führen, in dem wir untergebracht sind.

Auch heute hört man das ewige Nieseln des Regens auf dem Pflaster und den Dachziegeln. Plötzlich beginnt der Himmel zu tosen und unterbricht den Verlauf der Zeit. Eine

kosmische Epilepsie leitet das Szenario mit wiederkehrenden Trommelwirbeln ein. Ein Blitz öffnet den Himmel für Wasserscheier, die die Bäume aus ihrer Schläfrigkeit reißen.

In dieser tyrannischen Stunde des Überlebens schützen sich meine Gefährten, indem sie sich fast auf allen Vieren unter die Arkaden der Kolonialzeit flüchten. Eine urzeitliche Müdigkeit hält mich in der Mitte des Platzes fest und ich kann ihnen nicht folgen. Durchsichtige Hände attackieren mich von hinten; sie steigen in großer Zahl an meinem Brustkorb hoch. Ich bin nur noch Flüssigkeit, ich atme nicht.

Die Infusionen bringt mich zurück in einen Raum, der nicht dem Halbdunkel des Studentenschlafsaaus entspricht. Klösterlicher Stil, hohe Fenster, Eichenrahmen, metallene Kopfen. Eine Krankenschwester kommt zu mir, um mir die Gesamtsituation zu erläutern: eingeliefert wegen Lungenentzündung. Ich lenke mich ab, indem ich die Latten zähle, die mich von der Welt trennen.

Es ist der Tag des Jüngsten Gerichts. Nahe der Kanzel liegt mein Herz auf einer Waage. Die Richter wiegen es, um mein Verhalten auf der Erde zu bewerten.

„Es ist schwer, wie ein Herz aus Blei“; sie behaupten, dass es durch Schläge gehärtet wurde. Nachdem ich den Reifeprozess erfolgreich durchlaufen habe, darf ich nun das Reich der Ideen betreten.

„Ich will keine andere Welt, ich will meine! Ich will ein leichtes Herz! Lassen Sie mich zu den anderen dort unten zurückkehren!“

Sie wiegen weiterhin meine Herzkammern. Gerade wollen sie das Urteil verkünden, als ich über das Drahtgitter springe und so schnell wie möglich durch die Straßen von Buenos Aires, Santa Rosa, El Tigre, La Boca, durch unterirdische Labyrinth, über beunruhigende Umwege, die einem im Nacken sitzen, davonlaufe. Ein starrer Blick verfolgt mich: Es ist die Krankenschwester, der Dicke mit dem weichen Bauch, ein Chirurg. Hände aus Eisen, Finger, die näherkommen, die mich schon berühren, sich auf dem Rücken abstützen, meine Kehle umklammern, ich kann nicht schreien sie drücken

schwer auf meine Brust ich kann nicht atmen mir bleibt keine Spucke aber ich wehre mich bis der Durst und die Angst mich aufwecken. Ich bitte um Wasser.

Die Gefangenen bitten um Wasser Zigaretten ein Bad Hilfe. Geduld. Alles läuft nach einem Zeitplan. Sogar die Zellentür hat ihren eigenen Rhythmus. Sie öffnet sich drei Mal am Tag. Einmal, um auf die Toilette zu gehen und zwei Mal, um ein Gebräu durchzulassen, das sich Suppe nennt. Ich stelle den Teller auf die Matratze und versuche, den Löffel in die Flüssigkeit einzutauchen. Ich verbrenne mich. Puste. Eins und zwei und drei und vier, isst dieses widerspenstige Mädchen die Suppe hier? Ich will ja, aber sie nehmen sie mir weg. Es ist an der Zeit, sie wieder mitzunehmen. Die Suppe dient mir nicht als Nahrungsmittel, sondern als Uhr. Sie markiert meine Nächte und Morgenstunden, bis ich den Überblick verliere und mich in meinen eigenen Kalender vertiefe, mit gemischten Kalenderblättern. Blättern wie endlosen Augenpaaren.

Der Tod besteht nur aus Augen

„Ein Wesen ohne Hände, ohne Füße, ohne Kopf. Der Tod besteht nur aus Augen“, sagte meine Großmutter. „Wenn es vor unserer Zeit kommt, lässt es uns ein Paar davon da und macht sich aus dem Staub, bevor wir es sehen. Hab keine Angst davor! Diese Augen sehen Wunder, die du dir niemals hättest vorstellen können! Und genau dann, wenn der richtige Augenblick gekommen ist – weder früher noch später –, kehrt es zurück und man geht schweigend mit ihm.“

Jahr für Jahr wünsche ich mir von den Heiligen Drei Königen ein Paar exotischer Augen, aber sie beachten mich nicht.

„Das ist nicht die Sache der drei Könige; hab Geduld, irgendwann wird es soweit sein.“

Bis ich eines Morgen euphorisch aufwache: „Sie sind schwarz, Oma, und so groß, dass sie meinen ganzen Kopf ausfüllen. Ich sehe tausend Dinge gleichzeitig!“

Mit meinen Fantasie-Augen spioniere ich die unbekanntesten Seiten der Leute aus. Ich fange an mit den Frauen, die

ich kenne, und baue aus ihnen ein Kartenhaus: meine perfekte Frau. Als erstes streiche ich das Hausfrauendasein meiner Mutter. Kinder zu kriegen, das Geschirr zu spülen und sich wie ein Putzlappen zu fühlen gibt es nicht. Ich behalte ihren Gutenachtkuss und ihren so berühmten sechsten Sinn.

Das „hättest mal“, Großmutterns Ausdruck für Situationen, in denen man sich hätte anders verhalten sollen, als man es getan hat, schließe ich aus. Ich bewahre ihren Abenteuergeist und ihre weit verzweigten Geschichten.

Die Eitelkeit meiner Freundinnen überzeugt mich nicht, die lasse ich weg. Doch ich unterstreiche das Lachen.

Die Langeweile der Lehrerinnen verbietet sich von selbst. Auf meiner Liste werden nur die Wissbegierde und die Fröhlichkeit akzeptiert.

Einen knappen Hinauswurf erleben die Fernsehstars.

Die Romanheldinnen nehme ich mit all ihren Eigenschaften auf, abgesehen von Machthunger und Geldgier.

Ich versuche, mein Leben auf den Pfeilern dieses Lügenschlosses zu errichten. Ich stolpere über meine Schwächen, die in der Liste nicht aufgeführt waren. Voller Hass auf mich selbst zerreiße ich sie und fühle mich erleichtert. Bestimmte Mythen belasten mich nun nicht länger.

Die zusammengeketteten Füße belasten dich nicht länger, das Gehirn beschäftigt sich mit anderen dringenden Problemen. Deine Beschränkungen sind handfest: die Wände, die Feuchtigkeit, die Kälte, der Hunger, die Schmerzen. Am abstraktesten: dein Leben im Moratorium. Am dringendsten: wie das, was kommt, zu ertragen ist. Am präsentesten: die Wut. Am praktischsten: die Glieder zu beugen, wenn es kalt ist, und tief einzuatmen, wenn man noch existiert. Ich atme tief ein: Ich bin noch da.

Dort konnte man nicht reden, man konnte nicht sehen, man konnte nicht laufen. Die Zellen hatten einen Türspion von außen. Sie kamen plötzlich und öffneten die Tür, und wenn man dann – selbst in der Dunkelheit – die Augenbinde abgenommen hatte oder herumlief oder Gymnastik machte oder in

irgendeiner Weise seiner Menschlichkeit Ausdruck verlieh und versuchte, auch nur den geringsten Widerstand aufzubringen, wurde man bestraft.

Die Tür der Zelle kann sich jeden Augenblick öffnen: „Bind dir die Binde wieder um, Schlampe, dafür wirst du bezahlen!“ Ich bezahle dafür, sehen zu wollen, ich bezahle dafür, zu reden, ich bezahle dafür, nicht reden zu wollen. Die Wache streicht ständig alles ein und gibt kein Wechselgeld heraus.

Es waren SIE

In der Notaufnahme kommt es ständig vor, dass die Tür aufgestoßen wird, weil ein Verletzter gebracht wird. Jemand klopft und ruft beim Eintreten: „Los, los! Lauft schon, macht auf!“, und ein anderer gibt den Hinweis: „Er blutet!“, und allgemeine Hektik bricht aus. Die Trage stößt gegen etwas, Füße treten, jemand stolpert. Plötzlich herrscht Lärm, Unruhe breitet sich aus. Doch diese kamen niemals zu zweit, meistens waren es dreißig, und sie respektierten die Regeln für die Einlieferung in der Notaufnahme nicht: Sie hatten große Waffen dabei, Maschinenpistolen, Revolver. Wenn sie die Kerle auf die Tragen legten, machten sie sich, sagen wir mal, wenige Umstände. Es handelte sich nicht um den Vater oder den Sohn oder den Bruder, der seinen Papa oder seine Mama herbrachte und versuchte, ihn oder sie so hinzulegen, dass das Bein nicht herunterhing und dass der Kopf an seinem Platz blieb. Sie brachten sie her, als handelte es sich um einen Sack Kartoffeln, während das Blut über den Boden rann. Aufgrund der Befehle, die sie gaben, aufgrund dessen, was sie sagten, aufgrund des Lärms aus dem Walkie-Talkie eines Autos, das Nachrichten empfing, aufgrund der Funkgeräte, denen man von draußen zuhören konnte, aufgrund des Geräusches, das aus dem Telefon erklang, das jemand von ihnen in der Hand hielt, aufgrund der Erklärungen, die gegeben wurden, wusste man, wer sie waren. „Das hier sind Leute, die bei einer Auseinandersetzung verletzt wur-

den“, sagten sie und blieben. Und niemand konnte sich dazu durchringen, zu erwidern: „Gehen Sie.“ Allerhöchstens „Aus dem Weg“, und sie antworteten: „Ja, ja, ja“, doch sie blieben dort, an der Seite der Verletzten. Dann wurde die Sache langsam etwas ruhiger, einige gingen, andere kamen zurück, nun wagte eine Krankenschwester ein „Los, nehmen Sie das da weg, bitte!“, damit jemand eine Feuerwaffe oder eine herumliegende Maschinenpistole aus dem Weg räumte. Eine Art familiäre Stimmung kehrte ein, denn jetzt, wo sie schon 15 Minuten da waren und umherschwirrten, gehörten sie quasi zum Haus, und dann hörte man: „Gut, mein Lieber, jetzt geh raus, so kann ich nicht arbeiten!“ Und wir wurden alle ruhiger: Der Gefangene wurde ausgezogen, er bekam eine Bettdecke, eine Infusion, wir orderten Blut und es wurde gebracht. „Jetzt muss er geröntgt werden, der andere muss in den OP“, und einer erhielt den Befehl, dir mit der Maschinenpistole zum Röntgen folgen, und ein anderer wurde in den OP geschickt.

Das Ding ist, dass die Polizei in der Notaufnahme keine Macht hat, doch in diesen Fällen war es klar, dass die Macht denen gehörte, die uns die Leute brachten, die uns vorschrieben, keine Krankenakte anzulegen. Wenn einer von uns so tat, als hätte er nicht verstanden, was vor sich ging, den Patienten anfasste und fragte: „Ihr Name?“, ging sofort einer von ihnen dazwischen: „Nein, nein, nein, bringen Sie ihn hier raus, er soll nichts aufschreiben!“ Niemand fragte: „Warum?“, und auch nicht: „Wer sind Sie eigentlich?“. Dafür waren keine Worte nötig. Es waren SIE.

Die Anonymität Scifo Módicas wurde bis zum letzten Mai bewahrt. Am 15. jenes Monats gründete die Bundespolizei ein Zentrum zur Betreuung der Opfer sexueller Gewalt, eine Zweigstelle des Zentrums der Opferberatung, dessen Leiter Scifo Módica ist. Sein Foto erschien in einer Zeitung und sein Gesicht kam einigen ehemaligen Gefangenen-Verschundenen bekannt vor. Er war „der Skorpion“ aus dem Club Atlético. (Página 12, 16. Juli 1996)

Der elektrische Folterstab erzeugt Öffnungen, welche in die Notaufnahme mit der größten Sorgfalt geschlossen werden, damit sie sie dann wieder öffnen können.

Sie öffneten die Tür zu unserer Werkstatt für Kunsthandwerk, wo wir Arbeitsutensilien lagerten: Poliermaschinen, Werkzeuge, darunter auch ein Zahnarztbohrer, mit dem wir Ringe polierten. „Oh, was für ein schöner Elektrostab!“, hörte ich ...

Dank dem Elektrostab lande ich auf der Krankenstation.

Es gab eine medizinische Versorgung, aber nur für die Leute, die zu stark gefoltert worden waren, nun in Lebensgefahr schwebten und die sie weiterhin foltern wollten. Sie wurden auf die Krankenstation gebracht, gut versorgt, bekamen Infusionen verabreicht und wurden dann wieder gefoltert. Die Krankenstation wurde von einem anderen Häftling betreut. (CONADEP)

Der Häftling oder Krankenpfleger oder Arzt, der mich behandelt, kommt in meine Richtung. Ich weiß das, weil seine Schritte laut widerhallen. Das Zimmer muss groß sein.

Es befindet sich in der Nähe einer Straße, dem Autolärm nach zu urteilen. Ein wenig Licht scheint herein, bemerken die geschlossenen Lider, während eine bedächtige Stimme zur Baumwolle, die in meinen Wunden wühlt, erklingt. Eine klare, ruhige Stimme, wie die eines jeden Krankenpflegers in einem Provinzkrankenhaus. Ich antworte, ohne dass er mich gefragt hätte: Dass ich nichts wisse, dass ich nichts damit zu tun habe, dass ich es nicht wisse.

Ich weiß nichts

Ich weiß nur, dass ich nichts weiß. Was weiß ich? Ich bin eine Illusion, eine Abstraktion. Ich lese keine Zeitungen, und das Fernsehprogramm ist unerträglich. Ich lese Romane und höre die Beatles – die sollten mir gefallen, weil ich nicht verstehe, was sie singen. Aber man muss keine Zeitungen lesen, um die Grundregeln unserer gesellschaftlichen Ordnung zu

verstehen. Die Rutsche meiner ersten Jahre mündet in ein Stadtviertel, das wie eine Collage aus Blechdächern zwischen Eukalyptusbäumen und Müll aussieht. Mit 16 Jahren bin ich Lehrerin und soll barfüßigen Kindern beibringen, „shoe“, schu, zu sagen. Unsere Bettler sind hochgebildet, sie lernen Englisch.

„Ich bin Lehrerin“, sagte ich zu ihm.

„Ja, klar, um den Leuten Ihre Überzeugungen zu vermitteln“, unterbrach er.

„So ein Blödsinn“, antworte ich. „Sehen Sie nicht, dass ich in einem Kindergarten arbeite?“

In Argentinien muss man blöd sein, um zuzusehen, ohne zu sehen; es ist nicht besonders schwierig, auf die auf den Kopf gestellte Welt zu stoßen. Mit 17 fange ich an zu studieren. Weil alle sagen, dass ich gut zuhören kann, und ich eine schizophrene Tante habe, schreibe ich mich für Psychologie ein: die sogenannte „Spelunke der Roten“, das Paradies der Spitzel, der Schoß der fremdartigen Ideologien.

Wir stehen keinem Gegner gegenüber, der für die Verteidigung einer Flagge, einer Nation oder ihrer Grenzen kämpft. Unser Angreifer hat mit so etwas gar nichts zu tun. Es ist einfach ein Heer von Ideologen, deren Hauptquartier in Europa, Amerika oder Asien liegen kann. (General Acdel Vilas)

Tagsüber verhalten sich die Studenten studentisch: Sie laufen durch die Flure, besuchen Vorlesungen, beantworten Fragen, machen Notizen, gehen in die Bibliothek. Die Professoren verhalten sich professoral: Sie kommen zu spät, vergessen ihre Aufzeichnungen, improvisieren, stellen Fragen, lassen Klausuren schreiben. Nur das Gemurmel, das hinter den Kulissen zu hören ist, straft den normalen Rhythmus Lügen: Einladungen, Debatten, Anschuldigungen, Verwarnungen, Ersuchen. Die geflüsterten Gespräche der Nacht stehen im Gegensatz zum Tag: Sie organisieren Versammlungen, for-

mulieren Forderungen, beantragen Abstimmungen, verabschieden Beschlüsse, suchen Unterstützung.

Der Vorhang fällt mitten im Akt. Die geflüsterten Worte haben Körper, die Körper schreien und versuchen zu entkommen, springen aus Fenstern, klettern auf Dächer. Einige verschwinden in kleinen Gässchen, die in Busse, U-Bahnen oder Taxis münden, andere tauchen paarweise in Stundenhôtels in der Umgebung unter und einige wenige setzen sich in Cafés, um sich das Spektakel anzuschauen.

Blaue Uniformen kontrollieren den Ausgang des Gebäudes; ein Polizeitransporter parkt auf dem Gehweg. Bullige Motorroller drehen ihre Kreise und stehen über Funk in Kontakt mit einer ebenso unsichtbaren wie mächtigen Zentrale. Auf einen Befehl hin versprühen die Uniformierten Tränengas. Die Studenten reagieren mit brennenden Bänken und Tafeln. Die Hecktür des Lastwagens öffnet sich und verschlingt alle, die – vom Gas hinausgetrieben – in seine Nähe kommen. Andere Körper fliehen durch den Nebel, um sich in Sicherheit zu bringen.

Wenn die blauen Uniformen und die Polizeitransporter im ersten Akt erscheinen, verlagert sich das Bühnengeschehen ins Freie. Tausende von freiwilligen Statisten marschieren auf der Straße, selbstgemachte Protestschilder in den Händen. Die Kolonnen von bezahlten Statisten bewegen sich auf sie zu, besser gekleidet und ausgestattet: Sie tragen Uniformen und Waffen.

Ausgestattet mit den üblichen Waffen kommen die Uniformierten in die Fabrik und verlangen tausend Schamottesteine, von den teuersten. Ich sage ihnen, dass ich nicht befugt sei, Geschenke zu machen, dass ich erst mit jemandem sprechen müsse. Der Anführer der Operation wird ärgerlich: „So sieht Zusammenarbeit mit dem Vaterland hier also aus“, sagt er und geht. Am Montag, als er zurückkommt, sage ich ihm, dass wir ihm Fliesen anstelle der Steine schenken würden. Der Kerl besteht darauf, dass sie etwas anderes verlangt hätten, dass es keine Almosen seien, kein Geschenk, keine Gabe, sondern sich um eine Kooperation mit dem Vaterland handle. Trotzdem

nimmt er die 300 Fliesen mit, und beim Hinausgehen bleibt sein Blick an einem Mafalda-Poster hängen, auf dem steht: „Nichts zu machen, niemand kann ein Vermögen anhäufen, ohne vorher aus den anderen Hackfleisch zu machen.“ Zwei Tage später entführen sie meinen Bruder und mich, wegen der Ladung unseres Lieferwagens... angeblich Gewehre!

Die Arme Gewehre, die Zähne Munition, die Augen Zielscheiben. Das glaubten wir, aber sie sind noch schlimmer: normale Typen, in Anzug und Krawatte. Nicht zu unterscheiden vom Bürokaufmann, dem Bankangestellten oder dem Lehrer. Leute wie man selbst, nur dass ihre Arbeit darin besteht, Fragen zu stellen und den Verhörten mit wissenschaftlich ersonnenen Methoden weich zu klopfen, wenn sie es nicht gerade eilig haben.

„Sie haben mich gefragt, auf welche Weise wir die Leute verhört haben. Je nachdem, wie eilig es war, je nachdem, wann dieses Mitglied der Organisation bei uns eintraf, beschleunigten wir das Verhör. Wenn es zum Beispiel zwei Uhr nachmittags war, musste man etwas zulegen ... weil man anderthalb Stunden später eine Verabredung haben konnte, und um diese Verabredung nicht zu verpassen, musste man das Verhör mit Hilfe der Folter, den Elektroschocks etwas beschleunigen.“ (Der Türke Julián, *Página 12*, 2. Mai 1995)

Wenn man in irgendeinem Land dieser Welt eine Stelle für Folterer ausschreiben würde, mit guter Bezahlung und in Vollzeit: Wie viele Bewerbungen würden eingehen? (Jacobo Timerman)

Wie ein Geschichtslehrer zu einer Dame sagte:

„Meine Liebe, diese Arbeit ist nicht einfach: Sie können sich nicht vorstellen, wie hart es für mich war, als mein bester Schüler mir gestand, dass er dem Sozialismus anhängt. Ich war sein Geschichtslehrer, aber gleichzeitig hatte ich eine Pflicht gegenüber dem Militär. Ich musste ihn melden, wie

es sich gehört. Sie nahmen ihn mit, was auch sonst. Seiner Pflicht nachzukommen ist nicht leicht.“

Die Dame dreht ihm den Rücken zu, um ihm einen Kaffee zu machen. Sie sind schon seit Stunden in ihrem Haus und müssen einen klaren Kopf bekommen. Die Situation ist ein wenig ungemütlich, nicht nur, weil es in der Küche eng ist, sondern auch, weil ihr ein langhaariger, junger Mann von der Kaffeemaschine zum Tisch folgt, eine Pistole in ihren Nacken gedrückt. Gelegentlich streift er ihren Arm oder ihren Hintern, und sie durchfährt ein eisiger Schauer. Er folgt ihr mit ruhigen, männlichen Schritten. Der Lehrer zieht sich die Lederjacke aus und macht es sich bequem, während die Jungs die letzten Sessel auf den Kopf stellen und ihre Unterseite aufschneiden, um zu prüfen, ob dort unerwünschte Unterlagen versteckt sind. Pech gehabt: nur Füllung, und zwar billige.

„Der Kaffee ist fertig; kommt, Jungs, ihr seid doch bestimmt müde.“

Die Dame versucht, nett zu ihnen zu sein, damit sie nicht die Geduld verlieren und ihr alle Möbel zerlegen. Während der Lehrer den ersten Schluck Kaffee probiert und zu dem Blondem mit dem Killergesicht sagt, er solle das Haus durchsuchen, dessen Adresse die Dame ihnen freundlicherweise genannt habe, strickt sie, um sich zu beruhigen. Von dem ganzen hinuntergeschlucktem Speichel, von den ganzen ätzenden Worten, die durch die weißliche Flüssigkeit sickern, welche ihr die Speiseröhre und den Magen zersetzt, brennt ihr die Blase und sie will schlicht und einfach pinkeln; sie bekommt unbändige Lust, zu urinieren, und wenn es mitten im Zimmer ist.

„Verzeihung, bitte entschuldigen Sie mich, ich muss auf die Toilette.“

Eine kaum merkliche Zeigefingerbewegung des Lehrers bewirkt, dass sich ein kleiner, braunhaariger Dicker in Bewegung setzt, die Kaffeeschale auf die weiße Porzellanuntertasse stellt, die Maschinenpistole aus der Ecke nimmt und sich festen und entschiedenen Schrittes dorthin bewegt, wo der Schatten der Dame auf die Wand trifft und daran hochsteigt.

Sie und ihr Schatten gehen durch die Tür und der bewaffnete Zwerg folgt ihnen. Sie weiß nicht, ob sie vor dieser Kriegerstatue, die ihr eine Waffe an die Schläfe hält, überhaupt kann. Wie ist es wohl, bei einer bewaffneten Auseinandersetzung zu sterben, pinkelnd auf der Toilette, mit weggeblasenem Gehirn, und so auf die Titelseite der Zeitung zu kommen? Klar, in unserem Land wäre das keine Nachricht wert. Wie ist es, vor einem Soldaten in voller Kriegsmontur zu pinkeln?

Ein lauwarmer und befreiender Bach zwischen den Beinen und sie weiß schon nicht mehr – und es kümmert sie auch nicht –, ob der tapfere Recke das Feuer auf sie eröffnet oder ob das plätschernde Geräusch seinen Instinkt weckt oder ob er den Abzug loslässt, um mitten im Kampf nach seinem Geschlecht zu greifen. Sie ist nicht zu zweit, sie ist mit ihrem Körper allein, in einer Ecke des Hauses, mit ihren wasserfallartigen Worten, die beim Ziehen der Kette durch ganze Labyrinth von Abwasserkanälen Richtung Süden schwimmen werden, unter den Stadtvierteln und den Straßen hindurch bis zum Fluss, und von dort zu allen Küsten, unaufhaltsam.

Ein weiterer Text

Unaufhaltsam wird hinter den Kulissen ein weiterer Text eingeübt. Man hört gedämpfte Schreie, zuschlagende Türen, manchmal nichts. Was geht vor sich?

Das kann nur erraten werden, man muss sehr geschickt sein, sich äußerst ruhig verhalten oder man hört nichts. Es ist experimentelles Theater. Ich komme nicht zu den Proben und sie sind sauer auf mich: die Genossin wolle keine Verpflichtungen eingehen, sie sei in ihren kleinstädtischen Beschränkungen gefangen und kämpfe nicht dafür, diese zu überwinden.

Ich will nicht die Hauptfigur sein, schon die unbedeutendsten Rollen sind zu viel für mich. Immer bleibe ich beim Text hängen – ich bin unfähig, ihn mir zu merken –, doch sie teilen mich stets wieder ein, verführen mich mit Revolutionsversprechungen. Ich glaube an die Utopie, aber nicht daran,

dass das Leben daraus besteht, es zu opfern: Entweder bin ich im Heldentum nicht zu Hause oder ich leide an frühzeitiger Alterung. Ich verspüre eine gewisse Distanz, die mich davon abhält, in den Chor der Parolen einzustimmen, von Inbrunst durchzogene Appelle vorzutragen und mich hundertprozentig für die Erschaffung einer besseren Welt einzusetzen. Trotzdem bin ich dafür, zurückhaltend, zwar nicht vom Sieg überzeugt, aber voller Sehnsucht danach. Es ist unmöglich, 1977 jung zu sein und nicht auf den neuen Menschen, die Veränderung zu setzen.

„Veränder deinen Nachnamen, veränder deinen Vornamen, veränder alles“, riet mir ein Kamerad, der mich traf, als sich die Lage geändert hatte. Und ich nahm Veränderungen vor, so wie in diesem Lied, das sagt, dass sich alles verändert.

Alles veränderte sich, als der Schuss erklang, scharf wie die Sekunde vor dem Tod. Es war Abend und bei einem Spaziergang durch das Stadtviertel Once näherten wir uns ungewollt dem Polizeirevier. Als uns das klar wurde, machten wir uns aus dem Staub. Ich lief in Richtung Avenida Pueyrredón und Viamonte. Dort hörte ich den Schuss, er schnitt durch die Nacht. So klar wie ein Vorzeichen. Ich spürte ihn so, wie man das Entsetzen zum ersten Mal spürt. Am nächsten Tag fand die Beerdigung statt. Emilio Jáuregui: ein Name, ein Schuss, dieses ewige Angesicht, über das ich mich beugte, voller Beklemmung und Angst davor, zu viel zu erfahren. Ich hatte Angst. Meine Kameraden ebenso, und sie wurden ihrer Herr. Einige beschafften sich Waffen. Es war absurd, Waffen ohne Waffen zu begegnen, aber ich war nicht in der Lage, den Tod in der Hand zu halten. Auch wenn sie es verdient hätten.

Ich brauchte mehrere Jahre, um meine Flucht zu planen, zu viele. Bevor der abschließende Vorhang fällt, verlasse ich die Bühne auf Zehenspitzen, um das Taxi zu nehmen, das mich zum letzten Ausgang bringt, zum Flughafen. Das wird niemandem auffallen, ich bin nicht so wichtig.

Ich irrte mich. Jemand bemerkte es.

Sie haben freie Hand

Sie bemerken Dinge und vermerken sie, kommen und gehen, wie sie wollen, denn sie haben freie Hand dazu. Ehrenwerte Bürger klopfen an die Türen der Kasernen, heiser von den vielen Hilfsgesuchen, damals im Jahr 1976. Kapitalisten, Unternehmer, Ärzte, gewisse Studenten, manche Hausfrauen, so einige Büroangestellte, sie alle haben es satt, dass in diesem Land die Spielregeln nicht beachtet werden. Die Herren Militärs sollen uns eine Zeitlang im Zaum halten. Das haben sie früher schon mal getan, und so schlecht war es nicht. Sie sollen den Feind zur Strecke bringen, hart gegen die durchgreifen, die sich auflehnen. Das Heer übernimmt die Macht zum Wohle des Volkes, um der Subversion ein Ende zu bereiten.

In der Nacht des 9. Februar 1975 begann die Operation Unabhängigkeit in der Provinz Tucumán. Ihr Ziel war, „die Aktivitäten von subversiven Elemente zu neutralisieren und/oder zunichtezumachen“, und letztendlich wurde schon vor dem Staatsstreich wild drauflos massakriert. Wir spazierten ruhig durch die Stadt, ohne etwas zu bemerken. Wir setzten uns in eine Straßenkneipe, um etwas zu trinken, während die Militärlastwagen vorbeifuhren, und zwischen zwei Schlucken Whisky sagten wir: „Schaut mal, was hier los ist!“ Der Bruder meines Freundes war Fahnenflüchtiger und ich war schon mal verhaftet worden, doch hier saßen wir, völlig blind gegenüber dem, was sich da anbahnte. Er wurde bald darauf festgenommen. Wir haben das Ausmaß dessen, was vor sich ging, nie erfasst. Beim Diario del Pueblo arbeiteten wir beispielsweise die ganze Nacht hindurch. ‘73 oder ‘74 hörten wir die Bomben, doch in Wahrheit beschäftigte uns die Frage, wer den nächsten Artikel übernehmen würde, mehr als die Bomben, die bis in die Morgenstunden zu vernehmen waren. Wir hatten keine konkrete Vorstellung davon, was uns bevorstand. Ich glaube, niemand bemerkte es.

„Uns steht ein Blutbad bevor“, hatte ein Polizist zu meinen Papa gesagt, doch uns gelang es nicht, das zu begreifen. Wenn

du dich mitten im Terror befindest, merkst du es nicht: Du gehst mit dem Terror schlafen, lebst mit dem Terror, nimmst ihn in dir auf. Und wenn er vorbei ist und du zurückblickst, fragst du dich: Wie konnten wir das alles ertragen? Wie konnten wir hinnehmen, morgens angerufen zu werden und zu hören: „Mann, heute Nacht hat es XY getroffen“, zu antworten: „Verdammt, was für eine Scheiße“, und das Telefonat zu beenden?

Wir telefonierten miteinander und spielten *Wer hat Angst vorm bösen Wolf? Niemand! Und wenn er kommt? Dann laufen wir.*

Diese Wölfe tragen doppelt verstärkte Unterhosen, damit die Eier gut sitzen. Sie sind bereit. Die Handschuhe, Stiefel, Schulterklappen, Bestimmungen, Verordnungen, Panzer, Waffen sitzen, los geht es mit der Nationalen Reorganisation. An die Arbeit: das Land muss aufgeräumt – ausgeräumt? – werden. Die Aufgabe ist nicht leicht: auflösen, verbieten, verbrennen, reglementieren, säubern. Die Freude am Spiel wird immer größer.

1,2,3, ins faule Ei.

Kommuniqué Nr. 19, 24. März 1976

Der Bevölkerung wird mitgeteilt, dass die Junta der Generäle beschlossen hat, jeden mit Freiheitsentzug auf unbestimmte Zeit zu bestrafen, der durch irgendein Medium Mitteilungen oder Bilder verbreitet, in Umlauf bringt oder verfügbar macht, die von ungesetzlichen Vereinigungen oder von Personen oder Gruppen, die sich bekanntermaßen subversiven Akten oder dem Terrorismus verschrieben haben, stammen oder mit diesen in Verbindung gebracht werden können. Mit Freiheitsentzug von bis zu zehn Jahren wird bestraft, wer durch irgendein Medium Mitteilungen oder Bilder verbreitet, in Umlauf bringt oder verfügbar macht, die die Absicht verfolgen, das Wirken der Streitkräfte, der Sicherheitskräfte oder der Polizei zu stören, zu beeinträchtigen oder herabzuwürdigen.

Um das Wirken der Streitkräfte, der Sicherheitskräfte oder der Polizei nicht zu stören, zu beeinträchtigen oder herabzuwürdigen, muss man die richtigen Worte finden und ein breitgefächertes Vokabular verwenden:

Den Feind vernichten: Kinder, Jugendliche, Erwachsene und alte Leute umbringen und/oder verschlucken. Dazu zählen auch schwangere Frauen.

Verschlucken: entführen; Schlund: natürlicher Lebensraum des Entführten.

Entführter: Derjenige, der in der Scheiße sitzt.

In der Scheiße sitzen: In einer Partei aktiv sein oder Ansichten haben, die von denen des Militärs abweichen.

Ansichten des Militärs: Schutz des Vaterlandes, der Familie und des Eigentums.

Eigentum: Universaler Begriff, der das eigene und das der Subversiven umfasst.

Subversiver: Bezeichnung für alle spaltenden und zersetzenden Elemente, denen man eine Augenbinde verpasst.

Augenbinde: Tuch oder Lappen, mit dem den Subversiven die Augen verbunden werden, damit sie ihre Folterer nicht sehen.

Folterer: Funktionäre, die auf Verhörmethoden spezialisiert sind.

Verhörmethoden: Elektrischer Folterstab, U-Boot, Grill etc. Die Liste ist zu lang. In der Republik Argentinien erfand der Sohn eines berühmten Schriftstellers, Leopoldo Lugones, den Elektrostab.

Elektrostab: Übertragung von elektrischem Strom mithilfe eines spitz zulaufenden Geräts, das sich im Operationssaal findet.

Operationssaal: Raum zum Verhören von Subversiven, bevor sie in den Schlauch kommen.

Schlauch: Zelle mit einer Größe von zwei Metern mal 1,60 Meter, wo sich der Subversive unter der Aufsicht der Wachen ausruhen kann.

Wachen: Hai, Viper, Tiger, Blondschoopf, Türke, Dickwanst, Licht, Schnuller, Engel, Farben, Skorpion. Sie sind keine einfachen Bullen oder Soldaten, sondern gehören zu den Arbeitsgruppen.

Arbeitsgruppen: Einheiten von Individuen, die sich der Vernichtung des Feindes und der Beschaffung von Kriegsbeute widmen.

Kriegsbeute: Bewegliche und unbewegliche Güter aller Art, welche die Mitglieder des Heeres in jeder Schlacht zurückerobern.

Mitglieder des Heeres: Funktionäre der Geheimdienste.

Geheim: Ein Wort, das durch „gehorsam“ zu ersetzen ist.

Pflichtgemäßer Gehorsam: Konzept, das im Falle eines öffentlichen Gerichtsverfahrens zum Einsatz kommt, um die Verantwortung auf einen Vorgesetzten zu schieben.

Vorgesetzter: Derjenige, den keine Schuld trifft, der nichts ergänzen kann und sich nichts vorzuwerfen hat.

„Ich habe mir nichts vorzuwerfen“, lautet die Aussage von General Lambruschini.

„Gott hat mir schon vergeben“, lautet die Aussage von General Agosti.

„29 Verschwundene finden sich auf den Listen mit den Überlebenden der letzten Erdbeben in Mexiko“, sagt die Verteidigung von General Viola.

„Die marxistische Subversionsbewegung hat Angst“, lautet die Aussage von General Viola.

„Ich habe dem nichts hinzuzufügen“, lautet die Aussage von General Anaya. (*La Nación*, Oktober 1985)

Nach der Sitzung mit dem Elektrostab mache ich meine Aussage auf zivilisiertere Art und Weise: vor einer Schreibmaschine sitzend, die meine Worte wiederholen oder auch ein Kochrezept niederschreiben kann. Es läuft auf dasselbe hinaus. Eine echte, offizielle Aussage, so offiziell, dass ich sie blind unten auf der Seite unterschreiben muss. Ich hinterlasse ein Gekrakel als Zeichen der Zustimmung zu dieser bürokratischen Farce. Sie sind sehr effizient: Alles wird archiviert. Sie notieren, wer kommt und wer geht, Aussehen, Vorgeschichte, Kontakte und Ansichten. Natürlich wirbelt gelegentlich ein starker Wind ihre Unterlagen durcheinander, Daten werden vertauscht und es kommt zu Chaos.

Welch ein Chaos! Anscheinend hatte niemand meine Verlegung angeordnet: Ein paar Frauen vom lokalen Strafvollzugsdienst rufen bei der Bundespolizei an, die sagt, sie habe meine Verlegung nicht beantragt. Sie rufen bei der lokalen Polizei an, die sagt, sie habe meine Verlegung nicht beantragt; sie rufen beim Ermittlungsdienst an, der sagt, er habe auf gar keinen Fall meine Verlegung beantragt. Bis sie schließlich ein Regiment in Formosa anrufen, wo man ihnen versichert, dass die Militärs tatsächlich meine Verlegung beantragt haben und dass ich weiterhin dort gefangen gehalten werden soll. Es war wohl so gegen drei Uhr nachmittags, ich war sehr müde. Sie warfen mich in einen Kerker, der ungefähr zwei mal einen Meter groß war, und ich muss eingeschlafen sein. Als ich aufwachte, hatte sich der Schleimpfropfen schon gelöst und ich fing an, laut nach jemandem zu rufen. Daraufhin kam eine Gefängnisaufseherin und ich sagte ihr, dass ich auf eine Entbindungsstation gebracht werden wolle, weil sich mein Schleimpfropfen schon gelöst habe. Man sah, dass das stimmte, weil meine Kleidung nass war.

Ich verabschiede mich von meiner Kleidung – der Cordhose und dem bedruckten Hemd – wie von alten Freunden. Sie geben mir andere, die nach Gefängnis, nach Feuchtigkeit riecht. Hemd, Hose, Unterhose von jemandem, der es in eine bessere Welt geschafft hat. Beschlagnahmte Kleidung, wie sie sagen.

Ich habe nicht nur nasse Kleidung, sondern stehe kurz vor der Geburt, aber die Hebamme sagt nein, woraufhin ich antworte, doch, ich hätte schon eine Tochter und wisse, wann es losgeht. Ich weise sie darauf hin, dass ich eine Blutkrankheit habe und dass es eine Impfung gibt, die diese neutralisiert. Sie notiert das, tut aber nichts. Sie geht hinaus, um ihre Enten zu füttern. Ungefähr um acht Uhr abends merke ich, dass meine Fruchtblase geplatzt ist. Ich schreie noch viel lauter. Es ist ein Schrei der Befreiung, ich breche mit jeglichen Hemmungen, die diese Kultur Frauen auferlegt. Meine Wache lässt die Hebam-

me rufen. Sie kommt schlurfend zu mir, als ich gerade anfangen zu pressen. Sie befiehlt mir, ins Entbindungszimmer zu gehen. Ich sage ihr, dass ich das nicht könne, dass die Geburt schon angefangen habe, doch sie beharrt darauf, dass sie die Geburt nicht hier durchführen werde. Also stehe ich auf, mit gespreizten Beinen, eine Hand auf dem Kopf meines Kindes, das schon herauskommt, und laufe so, ohne dass ich mich daran erinnern kann, bis zum Entbindungszimmer. Hier sorgt sie dafür, dass ich mich auf ein Bett lege, und fängt an, mir Blut abzunehmen. Ich treibe sie zur Eile an und weise darauf hin, dass die Geburt schon angefangen hat, da erinnert sie sich und holt das Kind. Es wird mit der Nabelschnur zwei Mal um den Hals gewickelt geboren; es schreit nicht und weint nicht.

Ohne zu schreien oder zu weinen überlasse ich der Wache meine Kontaktlinsen. Was macht es schon, es ist ja ohnehin verboten, die Augenbinde vor dem Schlafengehen abzunehmen. Eine Blindheit, die mich den Schreien der im Nichts schwebenden Kinder, Frauen und Männer ausliefert. Verlorene Echos, Stimmen, die aus der Verrücktheit heraus mit einem sprechen.

Jeder macht sein Spiel

Für mich hat Verrücktheit einen Namen. Sie heißt Berta. Sie hat blaue Augen, in denen ich mich liebend gerne verliere, und Hände, die sich in die Höhe schießen, wenn wir *Alle Vögel fliegen hoch* spielen.

Wir spielen immer Pfandspiele mit meiner Tante: man muss die Arme in die Luft reißen, wenn Dinge genannt werden, die tatsächlich fliegen können, sie auf dem Tisch liegen lassen, wenn das nicht wahr ist. Wer sich vertut, muss zur Strafe ein Pfand abgeben. Man kann das Pfand jederzeit auslösen, indem man drei Purzelbäume schlägt oder wie ein Frosch herumhüpft, doch für Berta ist es anders: Ihr Pfand ist das Irrenhaus, als Strafe, weil sie sich Regeln ausgedacht hat, die die Erwachsenen nicht verstehen.

Jetzt reagieren deine Hände nicht mehr auf unsere Worte, sie schaffen es kaum, durch das Fenster zu grüßen, das für dreißig Jahre Gefangenschaft steht, dreißig Jahre zwischen diesem weichen Schoß, auf dem ich mich zusammenrollte, und deinem müden und einsamen Schoß, dreißig Jahre zwischen deinem schwarzen Haarknoten und deinem weißen Haarknoten, zwischen dem Schlafzimmerfenster, aus dem du mitten ins Unwetter sprangst, und dem Fenster des Krankenhauszimmers.

Sie nennen sie „verrückt“, deine Angewohnheit, in Zügen bis zur Endstation zu fahren, in irgendeinem offenen Waggon Richtung Süden zu reisen, um die Landschaft zu betrachten, dieses goldene Meer mit Kühen und Viehgattern. Dein Ausflug endet in gefährlichen Dörfern, wo dich deine Familie findet, dank der Hinweise, die du ihnen unterwegs hinterlässt.

Eines Tages wird deine Verlobung gefeiert: Dein Freund kommt aus Montevideo. Neugierig sitzen wir da und essen Kanapees und süße Gebäckteilchen, ein Vorschuss auf das Vergnügen, das uns seine Ankunft bereiten wird. Die Stunden vergehen, doch der Ehrengast kommt nicht. Die anderen werden ungeduldig, stellen wilde Theorien auf. Teodora kommt zu dir und fragt, ob du wüsstest, was mit ihm passiert sei.

„Du weißt ganz genau, was mit ihm passiert ist“, urteilst du zornig und schickst alle nach Hause.

In der darauffolgenden Woche lädst du sie zum Essen ein, bestrebt, dich mit ihr zu versöhnen. Schließlich lohnt es sich nicht, sich um einen Mann zu streiten. Du servierst eine Gemüsesuppe als Vorspeise und Rindersteak mit Salat als Hauptspeise. Zum Nachttisch Eis, bestäubt mit Glassplittern. Seitdem ist die psychiatrische Klinik dein Zuhause, ein würfelförmiges Universum bestehend aus Wand Wand Wand Decke Boden und Fenster.

Berta darf einmal pro Woche Besuch empfangen. Ihre Geschwister kommen einmal im Monat für zwei Stunden zu ihr. Sie bringen ihr alte Kleidung, Süßgebäck, die ein oder andere Zeitschrift mit. Da sie ihre Einladung zum Teetrinken

kein einziges Mal annehmen, erfahren sie niemals, dass Berta alles aus derselben ausgebeulten Aluminiumtasse trinkt und isst, dass sie ihren *Mate cocido* mit demselben Löffel umrührt, mit dem sie auch die Suppe isst, weil sie nur einen hat. Sie passt sich an und bittet um nichts.

Niemand bittet um nichts

Wir baten unsere Familienangehörigen um einige Dinge, aber es war nicht einfach. Manchmal fanden die Gefängnisbesuche in einem Besuchszimmer mit einer Glasscheibe oder einem Gitter dazwischen statt. Manchmal mussten wir uns in eine Kirchenbank knien, und der oder die Familienangehörige kniete sich in eine andere. Obwohl man sich nur schreiend unterhalten konnte, nutzten wir diese Gelegenheit, um Bitten loszuwerden.

Niemand bittet die Wache um irgendetwas, auch wenn die Zellentüren offen stehen. Sie soll einfach weggehen. Die Schritte entfernen sich über den Korridor, fest und bestimmt, um den Dreck anderer Häftlinge wegzufegen. Die Türen bleiben offen, als würde der alles durchdringende Geruch nach Urin und Feuchtigkeit abziehen. Ich will mir die Augenbinde abnehmen, doch diese einfache Handbewegung macht mir Angst.

Es machte mir jedes Mal Angst, wenn die Schritte einer Wache auf dem Korridor zu hören waren. Man befürchtete, erneut zum Folterobjekt zu werden. Es war widersprüchlich, dass man gelegentlich die Zelle verlassen wollte, um sich die Beine zu vertreten, um auf die Toilette zu gehen, aber gleichzeitig auch nicht, weil dies hieß, den Blicken ausgesetzt zu sein und zum Gegenstand all dessen zu werden, worauf die Unterdrücker Lust hatten. Der Verstand bewegte sich zwischen diesen beiden Punkten.

Dein Verstand schrumpft und beschränkt deine Welt auf: wann sie die Tür öffnen, wann sie sie schließen, was du heute

isst, was du morgen isst, wann sie dich bestrafen, wann nicht. Das waren die Dinge, über die ich am meisten nachdachte. Es ist, als würde man vergessen, wo und wer man ist, wenn das Leben schrumpft. Es ist, als wärst du für eine Geste dankbar, für ein gutes Essen, du begnügst dich damit, einmal nach draußen zu kommen. Nachzudenken nützt gar nichts mehr.

Ich habe alle Zeit der Welt, um nachzudenken, aber ich denke nicht nach: Ich ziehe mir die Binde hinunter. Ich erahne ein Gesicht zu den Beinen, benutze meine Finger gegen die Kurzsichtigkeit. Ich ziehe an meinen Augenwinkeln und schaffe es, den Blick wieder zu fokussieren. Schlaksig, rote Haare und ein Bart.

„Wo sind wir?“, wage ich mit dünner Stimme zu fragen.

„In einem Schlund. Abteilung für schwere Fälle.“

„Seit wann?“

„Ich bin seit sechs Monaten hier. Meine Kameraden haben sie umgebracht.“

Das Geräusch von Schritten führt dazu, dass wir uns die Augenbinden wieder umbinden und unser Gespräch verstummt. In den Zellen, die es nicht gibt, gilt Redeverbot.

Gut, dass es nicht verboten ist, zu schreien, denn deine Stimme hört man noch im nächsten Häuserblock: „Du bist gekommen, Norita! Du hast dich nicht verändert!“; du zerquetschst mich von der Rückseite meiner Überraschung aus. Ich bin fast atemlos hier angekommen, benommen von der langen Wanderung durch sinnlose und immer falsche Flure, in denen Bitten nach Essen, Geld, Zigaretten widerhallen.

Ich bin es, Tante Berta, diejenige, die den Prankenschlag deiner dreißig Jahre zwischen feuchten Wänden spürt, den Geruch von aufgewärmten Essen, verlorene Blicke von Nachbarinnen in ihren Türmen aus Angst, Krankenschwestern, die darin geübt sind, ihnen die richtige Dosis Beruhigungsmittel zu spritzen. Die ausreichende Menge, damit sie weiterhin im ewigen Kreislauf der alten Hausschuhe, die über das ausgebleichene Mosaik des Wahnsinns schlurfen, bleiben.

Der Wahnsinn ist eine Art Rettung: Man befreit sich von der Logik, lässt sich jenseits davon nieder, wo die Normalen niemals hingelangen. Es ist ein Tauschgeschäft: Das Pferd so zu bewegen, als sei es ein Läufer, das Spielbrett diagonal zu überqueren und direkt weiterzugehen. Man stellt fest, dass das Spielbrett nicht existiert, dass die Bauern für oder gegen uns sind, die Dame flieht und der König uns verfolgt. Hier enden die Partien zu zweit. Man bleibt allein zurück, umgeben von körperlosen Stimmen, Stimmen, welche die Spieler nicht wahrnehmen können. Und wenn sie sie hören können, halten sie sich die Ohren zu, ziehen los und kaufen Vorhängeschlösser und Gitter und elektrischen Strom und Beruhigungsmittel, um sie damit zum Schweigen zu bringen. Alles muss mit den verführerisch weichen Kissen der Rationalität vereinbar sein.

Acht Betten ohne Kleiderschrank, ohne Nachttisch, ohne Ort, an dem du aufbewahren kannst, was aufbewahrt werden muss, ohne Ort, um zu sein, wer du bist; deine Welt ist ein aufmerksames und lächelndes Gefängnis, in dem die Wachen weiß tragen. In dieser Umgebung gibst du Klavierkonzerte und Konferenzen zur internationalen Politik, damit sich die anderen vom Fernseher losreißen.

„Die interessieren sich für nichts, diese Banausinnen. Und wenn ich ihnen erzähle, dass ich Architekturpreise gewonnen habe, glauben sie mir das einfach nicht. Sie können sich nicht vorstellen, dass jemand andere Ziele haben könnte als sie selbst.“

Du gestikulierst und nimmst meinen Arm, während wir durch die verlassen Gärten spazieren, die dein klares Denken umgeben. Die Besuchszeit endet und du kommst mit mir, um den Bus zu nehmen.

„Erlauben sie dir, einfach wegzufahren?“

„Natürlich. Sie wissen, dass ich nicht weit kommen würde. Wo soll ich schon hin?“

Manche versuchen zu fliehen, andere springen aus dem Fenster. Ich bin dafür schon zu müde. Auf lange Sicht gewinnen sie immer.

Der Vater nach einer Partie Schach zur Tochter:
„Kleine, du musst lernen zu verlieren.“
„Aber Papa, siehst du nicht, dass ich schon verlieren
kann? Was ich lernen muss, ist zu gewinnen!“
(Pablo Conti)

Gegen mich werden sie nicht gewinnen. Ich laufe hin und her, obwohl mir alles weh tut, obwohl ich gegen die Wände stoße, obwohl mich das Gewicht der Fußfesseln erschreckt, obwohl die Zelle nach zwei Schritten zu Ende ist, obwohl sie meine Seele disziplinieren wollen.

Es herrschte strenge Disziplin und wir hatten Fesseln an den Füßen, mit denen wir uns nicht mehr als vierzig Zentimeter bewegen konnten und die an den Knöcheln wehtaten. Wir trugen eine Augenbinde, die sich wie ein auf die Augen drückendes Fernglas aus Stoff anfühlte ... Wir konnten weder miteinander sprechen noch uns bewegen, immer saßen oder lagen wir ... Die Wachen trugen Hausschuhe und öffneten unangekündigt die Türen, um nachzuschauen, ob wir auf den Beinen waren oder die Binde abgenommen hatten, denn auch in den Zellen waren uns die Augen verbunden. (CONADEP)

Ich wurde in eine Zelle gebracht, die „Schlauch“ genannt wurde, weil sie lang und eng war. Sie war so breit wie eine Tür plus ein Podium. Es gab zwei Holzpodien mit Matratzen aus Schaumgummi darauf. Über der Metalltür gab es ein Oberlicht auf einen langen Korridor hinaus. In diese Zelle brachten sie mich und ich blieb für eine lange Zeit völlig allein.

Vielleicht kann ich bei Verstand bleiben, wenn ich mich mit der Schaumgummimatratze zudecke und bis zur Erschöpfung die Feuchtigkeit der Zelle rieche. Oder besser noch, ich singe etwas. *Liebes F, mein bester Freund, das für Freiheit steht / warum gehst du mit den anderen und lässt mich allein zurück?* Wie konnte ich mir ein F verdienen, die-

sen eleganten Buchstaben, den die Auserwählten bekamen, welche die Treppe hochsteigen durften? Nicht einmal mit Lügen. Wenn ich etwas wüsste und redete, würden sie mir den Todesstoß versetzen. Sie sind temperamentvoll, unberechenbar, man kann nie sicher wissen, welche Beweggründe sie leiten: niemals gute, immer unumstößliche. Steife, unerbittliche, geradlinige Beweggründe. Ich hatte wohl oder übel nie die Gelegenheit gehabt zu beichten, auch nicht vor den züchtigen Ohren eines Priesters. Und jetzt, wo die Pfarrer hier herumlaufen und Segen austeilen, ist meine Viertelstunde vorbei. Ich hörte einen vorbeigehen. Er redete mit dem von nebenan und ritt darauf herum, dass dieser zum Opfer seines schlechten Umgangs geworden sei, aber das lasse sich wiedergutmachen.

Nach der Entführung ... traf die Ehefrau sich mit dem Präsidenten Videla, um ihn um Hilfe zu bitten. „Er empfing mich mit einem Rosenkranz in der Hand. ‚Ich bin gerade mit meinen Gebeten fertig‘, sagte er zu mir. Dann erklärte er mir, dass es sich beim Verschwinden meines Mannes um eine Selbstentführung handeln oder dass er sich im Ausland befinden könnte, obwohl er auch zugab, dass es die Tat einer paramilitärischen oder parapolizeilichen Gruppe sein könnte. ‚Schließlich war Ihr Mann ja sehr aktiv in der Gewerkschaft, der er angehörte‘, fügte er hinzu.“ (Andersen, *Dossier Secreto*)

Ich gehörte zum Lehrkörper und wurde entführt. Das erste, was sie mich fragten, war, wer mein spiritueller Führer, mein Beichtvater sei. Ich sagte ihnen, dass ich keinen spirituellen Führer hätte, dass ich, wenn ich beichten müsste, zum erstbesten Pfarrer in der Kirche, im Beichtstuhl ging. Was ich ihnen nicht sagte, war, dass ich Gott sei Dank eine überzeugte Atheistin bin und in die Kirche ging, um mit den jungen Pfarrern aus der dritten Welt zu sprechen, die dort waren. Sie sorgten dafür, dass ich mich wie zu Hause fühlte.

„Gehen Sie, das hier ist mein Haus“, war das erste, was Pater Mai sagen konnte.

„Wir dachten, es sei das Haus Gottes“, unterbrach ihn Hebe de Bonafini, flankiert von 13 anderen Müttern von der Plaza de Mayo.

„Eindringlinge, lasst mich ausreden!“, regte er sich auf, während um die zwanzig Polizisten in die Kathedrale drängten (und die Krankenwagen Vorbereitungen für den Abtransport der Provokateurinnen trafen).

„Warum haben Sie nicht geredet, als 30 000 Verschwundene abgeholt wurden?“

(Página 12, 9. Juli 1996)

Die Verschwundenen können nicht reden. Einer ruft nach der Wache: Er will auf die Toilette gehen. Außerhalb der vorgesehenen Zeiten geht das nicht. Er nässt sich ein, wird geschlagen, daraufhin kackt er sich zu, bis sie ihn windelweich prügeln. Langsam verstehe ich. Hier verwendet man die erste Person Singular nicht. Warum auch, wenn sie uns umbringen werden.

„Sie werden uns umbringen?“

„Wenn sie dich verlegen, bringen sie dich um; wenn du eine Nacht im Erdgeschoss verbringst, lassen sie dich frei“, flüstert mein Nachbar.

V/F¹. Unser Schicksal hängt von zwei Buchstaben ab.

In den Akten von Graciela und Gerardo stand der Buchstabe V, das war nach dem November, 77. Manchmal malten sie auch ein Kreuz. Ich sah es, als ich im Büro arbeitete – eine Zeit lang ließen sie mich Unterlagen sortieren, obwohl sie mir die Augenbinde abgenommen hatten, damit ich gestohlene Geräte reparierte. Deshalb entging ich der „Säuberung“, weil sie mich noch brauchten. Ich war nützliches und verfügbares Material.

1 V/F steht für „Verlegung“ bzw. „Freiheit“ (Spanisch: „t/l“ für „translado“ bzw. „libertad“). Mit diesen Buchstaben wurde in den Akten der Gefangenen gekennzeichnet, was mit ihnen geschah. „Verlegung“ ist dabei als Euphemismus für „umgebracht“ zu verstehen.

Sie verfügen über die Schlüssel zum Alphabet und zum Schloss des Friedhofs. Und als wäre das noch nicht genug, kennen sie das Datum unseres Endes.

Ich sehe was, was du nicht siehst

Heute ist der 17. Dezember, mein Geburtstag. Ein Jammer, dass ich den Tag mit Halsschmerzen im Bett verbringen muss. Zu allem Übel wurde die Feier abgesagt. Jetzt wird sie bestimmt erst im Januar stattfinden, zusammen mit der von Gerardo. Mit einer zweistöckigen Torte, bei der sein Anteil mehr Kerzen und mehr Cremefüllung enthält. Zum Glück hat mir meine Tante eine Puppe geschenkt. Sie ist schwarz, hat ziemliche Glupschaugen und ist älter als ich.

Ich sehe was, was du nicht siehst, und das ist ... grün!

Ich habe es erraten. Sie werden einen Ausflug mit mir machen. Mein Fieber ist gesunken. Ich bitte Mama, mir die Ausgeschuhe und das gelbe Kleid anzuziehen. Das passt gut zum Grün des Platzes. Wir fahren mit dem Auto: die Puppe, Papa, Mama und ich. Wir parken vor einem grauen Gebäude. Hier gibt es weder Rasen noch Blumen, weder Hängematten noch Rutschen.

„Was machen wir hier?“

„Wir machen einen kurzen Besuch.“

Zwei starke Hände ziehen mich zum Haupteingang. Mama klopft an eine Tür. Ich will nicht hineingehen, aber da sind wir schon drinnen.

Vor meinen Augen öffnet sich ein Fächer weißer Schürzen wie das Rad eines Pfaus. Niemand begleitet mich. Auch die Puppe ist weg. Die Schürzen haben Hände. Sie fangen mich in einem Netz aus weißen Laken. Sie binden mich an einem riesigen Stuhl fest, der abgesenkt wird, so dass ich mit dem Kopf nach hinten und den Beinen nach oben liege. Ich schreie, aber sie machen weiter. Sie hören mich nicht. Ich kann mich nicht bewegen und den Mund nicht zumachen. Eine Apparatur, die größer ist als all ihre Hände, kommt auf mich zu, mit einem Licht, das auf mein Gesicht drückt. Sie

sucht meine Zunge ab und dreht sich in meinem Rachen. Ich muss mich fast übergeben. Sie lassen mich los, damit ich Blut in ein Waschbecken spucken kann. Ich spucke meinen Geburtstag aus.

Ich rebelliere mit der einzigen Waffe, über die ich verfüge: Schweigen. Meine Eltern wollen sich die Vergebung mit einem Eis erkaufen. Sie bringen halbherzig klingende Entschuldigungen vor:

„Wir haben den Rat des Arztes befolgt; wir wussten nicht, was passieren würde.“ Alle Silben ziehen sich in mein Inneres zurück. Sie schmecken bitter und formen sich in meinem Magen zu Kugeln. Ich weiß nicht, wohin mit meinem Groll, diesem hässlichen Gefühl, das mir die Kehle zuschnürt. Stück für Stück flaut es ab und ich spreche wieder mit ihnen. Aber nicht über das, was geschehen ist. Mir bleibt eine Narbe auf der Seele, ein unsichtbares Mal, das im Laufe der Jahre wachsen wird, bis es verkrustet. Die dadurch erlangte Reife macht mich bereit dafür, Horden von neuen Generationen zu erziehen, die gierig den Befehlen der Erwachsenen gehorchen.

„Stillgestanden! J 08 und 09! Eins, zwei uuuund drei!“ Ich weiß nicht, wem die Befehle gelten. Da die Tür der Zelle offen steht, verberge ich mich hinter dem Rahmen. Eine Viper schlängelt ihren metallenen Körper durch den Flur, vor mir, aber mir wurde nicht befohlen, zu reagieren. Ich verharre in Habachtstellung, meine Neuronen in Alarmbereitschaft.

Man musste wachsam sein, denn sie sagten „von Zelle X bis Y“, oder nannten unsere Buchstaben und Zahlen, und wir bildeten eine Polonaise und gingen hinaus.

Die zweibeinige Polonaise zieht ohne hörbare Spuren vorbei, und ich bleibe allein zurück, versteinert; meine verzweifelte militärische Geste droht in eine Unmenge von Ängsten zu zerfallen.

Mir machte der Gedanke Angst, dass sie wieder Tiere zu mir hereintreiben würden. In meiner Isolationszelle hatten sie mich

nicht schlafen lassen. Wenn ich einschlief, übergossen sie mich mit Wasser und brachten später Hunde herein. Sie hatten sogar ein Frettchen, diese Dreckskerle. Frettchen sind beschissene Viecher, wenn sie Hunger haben. Sie ähneln Wiesel, die sich von Ratten und anderen kleineren Nagetieren ernähren. Und wenn ein Frettchen hungrig ist, greift es Menschen an Stellen wie dem Ohrfläppchen oder der Nase an. Mir hat es die Nase zerstört, weil ich eingeschlafen bin und es mich angefressen hat. Die Typen hatten ihren Spaß an mir. Sie machten sich wegen mir vor Lachen fast in die Hose. Das jagte mir am meisten Angst ein.

Unmengen von Ängsten entstehen und vergehen, Tag für Tag, auf jeder Straße, in den Stadtvierteln, der Universität, dem eigenen Zuhause. Gelockte und glattgestrichene Ängste, fade und sinnliche Ängste, Ängste, die nahrhaft sind, in allen Formen und Geschmacksrichtungen.

Wir ignorierten die Ängste und machten gedankenverloren weiter, ohne das Aussehen oder den Geruch des Risikos, erwischt zu werden, wahrzunehmen. Für einen typischen Studenten sah der Alltag so aus: Man betrat die Universität, die berühmte Insel der Demokratie, mit dem Terminkalender, der vor Adressen überquoll; wenn Gefahr drohte, schluckte man ihn auf der Toilette hinunter. Man passierte den Eingang, der von Eindringlingen in Blau kontrolliert wurde. Man betrat die Hörsäle, die von Eindringlingen in Zivil bewacht wurden. Man nahm an Versammlungen teil, die von Eindringlingen in Blau und in Zivil kontrolliert und bewacht wurden. Und auf dem Weg nach Hause vermied man, von den üblichen Eindringlingen verfolgt zu werden.

Da waren wir also alle, in guten und in schlechten Tagen, manchmal brachten wir Strategien und Taktiken durcheinander, manchmal hatten wir Erfolg, immer am Rande der Revolution. Einige wenige trugen Waffen, nicht unbedingt, um die Bullen anzugreifen, sondern vielmehr, um sich zuzeiten der turbulenten Wahlen der Studentenvertreter gegen die militan-

ten Anhänger anderer Gruppierungen zu verteidigen. Dies war vor dem Putsch, als Isabelita Perón die Universitäten besetzen ließ und der Dekan in den Untergrund ging. Kannst du dir das vorstellen, ein Dekan im Untergrund? Am Ende musste er über die mexikanische Botschaft ins Exil gehen. Wir nahmen hohe Dosen magischen Realismus ein. Aber einige kam das teuer zu stehen. Nach einer Versammlung stellten sich die Bullen an der Eingangstür auf und auf dem Weg nach draußen mussten alle nacheinander an ihnen vorbeigehen. Mit dem Zeigefinger bestimmten sie: der hier – drinnen bleiben, die auch und der da, und viele der jungen Leute, die sich am lautstärksten geäußert hatten, gingen von dort aus auf direktem Weg in die Verfügung der Nationalen Exekutive über. Sie wurden bis nach der Diktatur verschluckt, von '75 bis '83. Man fing uns wie Fliegen.

Ich erinnere mich an eine Szene: Eine Gruppe von Studenten will mit dem Dekan reden, um zu erreichen, dass die Polizei die Fakultät verlässt. Nur zwei werden vorgelassen. Ich melde mich freiwillig und ziehe einen anderen mit, der mich begleitet, um nicht schlecht dazustehen. Sobald sich die Tür hinter uns geschlossen hat, werden die anderen weggeschleucht. Statt des Dekans treffen wir auf eine Polizeibesatzung. Wie die Mücken – man weiß nie, woher sie kommen, aber es ist klar, worauf sie es abgesehen haben. Ein Gedanke beruhigt mich: Wenn sie mich in den Knast bringen wollen, können sie nicht vermeiden, dass es Zeugen gibt. Um das Gebäude zu verlassen, muss man über Flure, Treppen und durch die Haupthalle gehen. Ich glaubte noch, dass sie den Eingang benutzen würden! Über eine Wendeltreppe wurde ich aus dem Dekanat direkt in den Polizeitransporter gebracht.

Von Loch zu Loch

Sie holten uns drei Mal am Tag, damit wir auf die Toilette gehen konnten. Die Waschräume waren dreißig oder vierzig Meter von den Zellen entfernt. Sie ließen uns im Gänsemarsch gehen, bis zu zehn hintereinander, die Hände auf den Schultern des Vordermannes. In den meis-

ten Fällen konnten wir unsere Notdurft nicht verrichten, weil man uns, sobald wir angekommen waren, sofort den Befehl erteilte, zurück in unsere Zellen zu gehen, oder weil man uns im Waschraum eine Tracht Prügel verabreichte, oder weil man uns nur zwei oder drei Minuten Zeit gab, in denen alle auf die Toilette gehen sollten. Wir erhielten dort eine Tasse mit Wasser, doch die Zeit reichte nicht, um es zu trinken. (CONADEP)

„Von der Zelle zu den Toiletten geht man in Form einer Polonaise“, sagt eine sanfte Stimme zu mir. Die erste Frau, die sich mir nähert. Eine Gefangene, die als Aufseherin arbeitet?

„Wenn du ‚eins‘ hörst, machst du eine halbe Drehung, bei ‚zwei‘ legst du die Hände auf die Schultern deines Vordermannes, bei ‚drei‘ marschierst du los. Los, schnell. Damit sie nicht merken, dass du zurückgefallen bist.“ Ich folge ihr.

„Wir sind da, hock dich hin.“

Sie geben den Befehl, mit dem Herunterzählen zu beginnen. Ich füge mich: halbe Drehung, drei, zwei, eins. Es war keine Polonaise, sondern ein Tausendfüßler, der stinkend und feucht zurückkommt. Vierzig Paar Füße, die sich von Loch zu Loch schleppen.

Untergeschoss: Weder Belüftung noch Tageslicht. Im Sommer Temperaturen von 40 bis 45 Grad. Im Winter extrem kalt. Sehr feucht. Durch Wände und Boden sickerte unablässig Wasser ... Küche, Wäscheraum und Duschen, letztere mit einer Öffnung zur Oberfläche draußen, durch die die Aufseher den Frauen auf den Hintern guckten. (*Nunca Más*)

Beim Betreten der Duschen ziehen wir uns aus. Wir laufen mit Fußfesseln, unter Stößen und Tritten. Das Betatschen beschränkt sich im Allgemeinen auf die Frauen. Die Aufseher bewerten uns, sobald wir uns die Hosen ausgezogen haben. Die Kontrolle der Ware ist weder ein individueller noch ein

willkürlicher Vorgang: Sie beraten sich untereinander, bevor sie das Urteil verkünden. Der Arsch der dritten, die Beine von der dahinter und die Titten der ersten: 100 Punkte, wer bietet mehr?

Die Seife gleitet aus der Hand, Vorsicht: Sie darf nicht aus dem Quadrat rutschen, das sich jede auf den Fliesen vorstellen muss. Nur auf die eigenen Füße schauen, den Blick nicht heben, dann wieder anziehen, schnell, nicht zurückbleiben und nicht ausrutschen.

„Blondschopf, mach dich bereit, du gehörst mir!“

Eisige Peitschenhiebe auf dem Rücken. Besser, man genießt es; es könnte das letzte Mal unter dem Wasserstrahl sein.

Vielleicht einmal pro Woche haben sie uns zum Waschen gebracht ... Es gab zwei Eisenrohre mit Löchern, aus denen das Wasser kam und die als Duschen fungierten. Wir mussten sie zu acht benutzen und hatten ungefähr eine Minute Zeit, um uns zu waschen, unter dem Wasser wegzugehen und uns abzutrocknen. Wir waren 100–140 und hatten fünf bis sechs Stoffetzen, die von allen als Handtücher benutzt wurden. (CONADEP)

Alles ist für alle, sogar die Schreie in der Nacht. Das normale Gefühl ist hier, dass man im Leben nicht aufsteigt, sondern absinkt. Man rutscht tiefer und tiefer, bis alles Nacht ist. Hier stoßen wir auf die unendliche Nacht, auf die Tiefe der Nacht. Die Nacht ist von Stöhnen und Fußritten bewohnt, vom Klopfen an wichtigen Türen, die ins Nichts führen. Sie öffnen die Tür außerhalb der gewohnten Zeiten. Es kann weder der Toilettengang noch die Suppe sein.

Ich bin so angezogen, wie es ihnen gefällt; ich trage die Augenbinde. Ich habe schon gelernt, zu gehorchen. Sie nehmen mich mit. Zu Fuß, über den Gang, Vorsicht: Wir steigen eine Treppe hoch. Eine neue Bewegung: nach oben. Wohin? Ich spüre einen frischen Luftzug, aus Höfen und Straßen. Eine nächtliche Brise.

„Warte hier, bis du gerufen wirst.“

Club Atlético: Dieses Gefangenenlager war direkt der Führungsebene der Bundespolizei unterstellt und fungierte als Hauptstützpunkt für ihre Geheimoperationen, aber es wurde auch von den verschiedenen Arbeitsgruppen genutzt, die dort ihre Verschwundenen versammelten. (CONADEP)

Könnte es eine Garnison des Heeres sein? Das Polizeidernat?

Die Polizei veränderte sich mit der Zeit, aber man musste bei ihr immer vorsichtig sein. Vor vielen Jahren hatte mein Vater einen Polizisten zum Freund, mit dem er in die Kneipe ging. Er nahm mich mit, damit ich ein Schinken-Käse-Brot essen und eine Bidú-Cola trinken konnte – ich kannte den Freund also auch. Einmal wurde ich erwischt, als ich Flugblätter verteilte, und kam auf das Polizeirevier. Man empfing mich mit Fußstritten und Fausthieben, wie es dort üblich war. Kurz darauf kommt dieser Polizist und sagt: „Hört auf, hört auf! Was ist los? Was ist passiert, Junge? Was machst du hier?“ Er legt mir sogar die Hand auf die Schulter. Weil ich blute, führt er mich zu einem kleinen Spülbecken mit Wasserhahn: „Komm, wasch dich.“ Als ich mich säubere, spüre ich einen dröhnenden Schlag und stoße mit den Gesicht und den Zähnen gegen den Hahn. Er hat mir mit der vollen Absicht, mir das Gesicht einzuschlagen, einen Hieb versetzt. Ich drehe mich um und sehe ihn sprachlos an. Er sagt immer wieder: „Warum guckst du mich so an? Warum guckst du mich so an?“

Eine Stimme rät mir: „Guck mal, hier gibt es viele Wachen; benimm dich.“ Der Fußboden klingt hier anders als im Untergeschoss, das Überwachungssystem scheint lockerer zu sein. Hier behandeln sie uns anscheinend nicht so schlecht, sie ignorieren uns höchstens.

„Ja, Leutnant. Kommen Sie näher, Gefreiter. Sofort, der Herr.“

Eine Militärbasis? Das Klappern von Schreibmaschinen, Bewegungen. Und es sind noch andere Gefangene da: Das

gelegentliche Schleifen von Ketten auf dem Fußboden ist der Morsecode der Namenlosen.

Bevor sie mich nach meinem Namen gefragt haben, wurde ich verprügelt. Danach ließen sie mich – so gegen neun Uhr abends – in einem Büro des Polizeidezernats zurück. Ich barfuß, verletzt, ohne Gürtel, in einer typischen Büroumgebung: ein halb geöffnetes Paket Kekse, eine Thermoskanne eines Angestellten, und am Morgen traf das Büropersonal der Polizei ein, für das dieser Anblick absolute Normalität war und das mich behandelte, als sei ich eine schmückende Blumenvase des Dezernats.

Die Schwelle

Das Polizeidezernat? Die Fußfesseln schmerzen an meinen Knöcheln, die Fliesen sind eiskalt. Ich halte es nicht mehr aus. Vielleicht sind es die anderen oder der Luftzug oder die unerwartete Freude darüber, an der Schwelle zur Freilassung zu stehen. Ich weiß nicht, was es ist. Irgendetwas in der Luft spricht durch mich.

„Dürfte ich mich bitte bewegen? Mir ist kalt.“

Ein tödliches Schweigen teilt den Raum entzwei: auf der einen Seite sie, alle völlig verblüfft. Auf der anderen Seite ich, mit meinem sicheren Instinkt dafür, das Unangemessene zu sagen. Sie werden sich über mich lustig machen, sich totlachen. Was werden sie mit mir tun?

„Sie dürfen“, verfügt er ausdruckslos.

Wir durften unsere Freizeit im Haus eines Freundes verbringen, der neben der Polizei wohnte. Der hintere Teil stieß quasi an den Innenhof des achten Kommissariats. Er sagte mir, dass man Musik und Schreie hören konnte, dass dort gefoltert wurde. Das war zu Zeiten Peróns, in den fünfziger Jahren. Wir wussten vage, dass dort, hinter einem Tor, die politische Polizei arbeitete, die Sonderabteilung, die später zur Bundeszentrale wurde.

„Sie dürfen“, hieß es. Ich kann nicht glauben, dass diese Polizisten (?) mir die Erlaubnis zu etwas geben, aber ich richte mich auf und beginne, meinen tauben Körper zu bewegen. Ich bewege mich trotz der Fußfesseln, breite die Arme aus, strecke sie in Richtung Decke und stelle mich auf die Zehenspitzen.

„Bravo! Zugabe! Schaut her, Jungs, sie tanzt den ‚Sterbenden Schwan!‘ Weiter so!“

Die Stimmen kommen näher und ich mache weiter, wie unter Zwang und voller Geduld mache ich weiter. „Lass sehen, Kleine, mach den ‚Nussknacker!‘“, ich behalte den Rhythmus bei: und eins und zwei – „Oder besser die ‚Tarentella!‘“ – und drei und vier. Ich vergesse den Chor – und oben, und unten –, ihr Spott trifft mich nicht – und eins, und zwei – Wärme durchströmt mich – und drei, und vier – und steigt auf, immer und immer mehr, und ich lache innerlich, und ja, und jetzt, ganz tief in mir drin lache ich. Ich bin ein blindes Huhn, das sich totlacht.

Pscht

Ich lache mich jedes Mal tot, wenn du anfängst, Witze zu erzählen, während wir Suppe essen. Es ist dein Lieblingsaugenblick, und du genießt Mamas Ärger darüber, wenn uns die Suppe aus der Nase läuft. Als Kind wollten sie dich so gern zum Schweigen bringen, dass sie dich Pscht nannten, nach dem Laut, der erst mit dem Zeigefinger auf den Lippen zum Leben erwacht: Sei ruhig! Heute bist du der Löwe, der König der Tiere, der sich drohend hinter den Türen unserer Kindheit versteckt. Mit dem Fahrrad zum Strand, laufen, wegschwimmen, weit weg, mit diesen eleganten Armbewegungen, die dich scheinbar bis ans andere Ufer des Flusses bringen. Papa ist ein Kaleidoskop der Überraschungen: Er spielt auch Geige im Hof und zeichnet mit Tusche dünne Kinder mit dicken Bäuchen in Gassen aus Lehm. Warum diese schwarzen Augen mit trüben Blicken? Und er erstellt Pläne aller Häuser des Stadtviertels, rezitiert Heine, tanzt Tango und liest, immer liest er.

Es fällt mir nicht schwer, dich zu lieben: Du gibst mir Rat, wenn ich danach frage, wirst nie ärgerlich wie Mama, du verbietest mir nichts. Du bist ideal. Mit den Jahren lachst du weniger und schreibst mehr: „Ist Politik ein schlimmes Wort?“, Artikel über Ethik und Ästhetik und auf mein Bitten hin ein paar Seiten über dein Leben. Sie sind mit einer Notiz versehen:

Ich bedaure, dass mein Leben nicht heldenhafter oder romanähnlicher verlaufen ist. Ich bin eher eine Figur von Kafka als von Byron.

Du vergisst eine Kleinigkeit: Während Kafka bei einer langweiligen Versicherungsgesellschaft angestellt war, arbeitest du zu Hause, ohne feste Arbeitszeit, und kannst das genießen, was einige Freiheit nennen würden.

Sie schickten mir ein Telegramm, in dem stand, dass sie meinen Sohn freigelassen hätten. Ich träumte, dass er auf dem Weg fiel und von einem Autobus überfahren wurde, und dann von einem zweiten, und dass sie ihn schon zermalmt hatten, und er liegenblieb. Jedes Mal, wenn ich ihn dort wegholen wollte, kam ein Auto. Und ich sagte: „In dieser Nacht haben sie meinen Sohn umgebracht“ und betrachtete das Telegramm, mit seinem Vor- und Nachnamen, als handelte es sich um ein Grab.

Sie rufen mich bei meinem Vor- und Nachnamen. Der Kerl, die mich am Arm fasst, ist netter als sonst: Ich bin eine respektable Blinde. Er setzt mich an einen Schreibtisch, gegenüber von einem Vertreter des Militärs, der bedächtig seine Autorität unterstreicht.

„Es scheint, als hätten wir uns bei dir geirrt, aber wenn du keine Schwierigkeiten willst, schreib dir das Folgende hinter die Ohren: Du warst niemals hier, verstanden? Wir wollen uns nicht gezwungen sehen, hartnäckiger vorzugehen. Also ist hier nichts passiert.“

Uns entgeht nichts: Wir beobachten deine Familie sehr genau und wissen alles über deinen Cousin und seine Gelieb-

te, über das Treiben deines Onkels, des Zeitungsmenschen, die Aktivitäten deiner Guerrilla-Cousins. Sie könnten schon durch die kleinste Unachtsamkeit deinerseits zu Schaden kommen. Aber wenn du dich so verhältst, wie du solltest, und nicht zu viel redest, wirst du keine Probleme bekommen.“

Abel und Hugo

Zwischen uns gab es keine Probleme, ich sah meine Cousins aus rein familiären Gründen nicht mehr: Unsere Eltern hatten sich gestritten und seitdem trafen wir uns nicht mehr an Neujahr und zu den Geburtstagen. Sie kamen nur flüchtig in unseren Unterhaltungen bei Tisch zur Sprache.

„Wusstest du, dass Hugo die Approbation als Arzt geschafft hat? Er arbeitet im Kinderhospital.“

„Und Abelito? Er hat die Sekundarstufe schon fast abgeschlossen, dabei ist er doch erst 14. Es heißt, er sei sehr groß und verdammt hübsch noch dazu. Sie werden ihren Vater in der Klinik unterstützen; sie sind zwei wirklich gut erzogene Jungs.“

Die Jungs kamen eines Abends in die Klinik, erzählt mir Onkel Pedro:

Abel war bei mir und ich hörte, wie mein älterer Sohn die Treppe hinaufstieg, als die Schießerei begann. Es war ein Hinterhalt. Von allen Seiten tauchten bewaffnete Kerle auf, die Hugo über die Dächer verfolgten.

Abelito ging dazwischen und sie hielten ihn fest. Sie schrien, warfen mit Gegenständen, traten zu, schossen. Sie kamen mit Hugos Körper zurück, er schien bewusstlos zu sein. Sie hatten ihn nicht verletzt, aber ich verstand, dass er sich vergiftet hatte. Die berühmte Zyanidkapsel. Sie wollten, dass ich ihn wiederbelebte, aber ich konnte nichts tun. Sie nahmen sie mit, den Lebenden und den Toten.

Ich blieb in dieser Szene gefangen wie in einem Grab. Plötzlich sah ich an allen Ecken Polizisten und bedeckte die Wände mit Klebeband, damit sie mich nicht ausspionieren konnten.

Eines Tages kam ein Krankenwagen und holte mich ab. Sie versetzten mir Elektroschocks. Es hieß, ich sei geheilt, aber ich bin ein Gemüse, oder schlimmer noch, ein Stein.

Fall 459: Es ist nicht erwiesen, dass Abel Omar Strejilevich am 19. April 1977 in seinem Wohnsitz in der Avenida Corrientes der Bundeshauptstadt durch Streitkräfte, die dem Einsatzkommando des ersten Heereskorps unterstellt waren, seiner Freiheit beraubt wurde.

Tatsächlich geht aus dem Haftprüfungsantrag, der vom Vater beim Amtsgericht gestellt wurde, nicht hervor, in welcher Form der angeblich Verschwundene seiner Freiheit beraubt worden sein soll. Es wird nur ein Datum angegeben, ohne Zeugenauflage und ohne Bereitstellung anderer Daten, die zur Klärung der Situation beitragen könnten. Als Hinweis wird angegeben, dass ein Bruder von ihm verschwunden sei, dessen Leichnam später unter dem Namen N.N. in einem Grab in Chacarita gefunden wurde.

Hinzugefügt werden muss, dass sich auch im von der CONADEP ausgearbeiteten Bericht keine detaillierten Informationen zum Vorgefallenen finden. Es gibt nur eine Darstellung einer Cousine von ihm, die ihrerseits behauptet, ihrer Freiheit beraubt worden zu sein.

Auf der Grundlage dieser unverbundenen Elemente kann die Tat nicht als erwiesen betrachtet werden: Weder gibt es Zeugen der Festnahme noch wurde er an irgendeinem Ort gesehen, an dem Personen heimlich gefangen gehalten wurden.

Fall 460: Dem Gericht liegt die Stellungnahme des Herrn Staatsanwalts vor, in der er den Freispruch der Angeklagten in diesem Fall [Hugo Strejilevich] beantragt. Dem wird hiermit stattgegeben.

(La Sentencia)

Es vergingen mehrere Jahre, bis Sonia die Geschichte zu Ende erzählte.

Zu der Zeit waren mein Mann, Hugo, Abel und ich in Pedros Klinik untergebracht. Als ich dort ankomme, fallen mir zwei Motorräder auf, die direkt davor parken, und die Tür, die mitten zur Arbeitszeit angelehnt ist. Ich habe ein seltsames Gefühl. Ich gehe hoch und stoße fast mit einem braunhaarigen Riesen zusammen. Ich denke: „Das war’s, Ende, jetzt sind wir alle verloren.“ Sie hatten das gesamte Personal hinausgeschickt, nur eine ältere Frau, die dort arbeitete, war geblieben. Sie fragen mich, wen ich suche, und ich antworte, den Arzt. Ein kleiner Typ in einem Anzug mit Prince-of-Wales-Muster, das zu der Zeit beliebt war, und mit einer Pistole taucht auf. Ich sehe das herausgerissene Telefon zu seinen Füßen. Ich beharre: „Den Arzt.“ „Welchen Arzt?“ „Doktor Pedro“, sage ich geistesgegenwärtig. „Nein, nein, nein ... gehen Sie weiter“, schreit er mich an. Als ich gehe, höre ich eine Stimme: „Wir haben zwei Pakete, ein weißes und ein anderes.“ Hugo und Abel, denke ich und mir läuft es kalt den Rücken hinunter. Und das alles geschah innerhalb weniger Sekunden! Es schien mir, als hätte ich eine Ewigkeit hier drinnen verbracht, aber es war weniger als eine Minute. Plötzlich sehe ich diese Frau und reiße die Augen auf, damit sie versteht, was ich ihr sagen will: „Mein Röntgenbild“, sage ich. „Das ist noch nicht fertig“, sie schaut mir fest in die Augen. In dem Moment kommt ein blonder, großer Kerl heraus, Typ Alfredo Astiz. Daraufhin beeile ich mich, möglichst schnell fortzukommen, so als sei ich verärgert: „Unglaublich! Mein Röntgenbild! Ich komme dann morgen wieder.“ Und ich gehe hinunter. Als ich um die Ecke bin, fange ich an zu rennen. Ich verlor die Unterlagen, ich verlor beim Laufen alles. Ich wusste nicht, wohin ich rannte, aber ich rannte. Ich stoppte an einem Telefon und schickte Hugo eine Nachricht, weil ich das Offensichtliche nicht glauben wollte. Doch diese wurde von ihnen abgefangen, und da wussten sie dann, wer ich war. Deshalb haben sie eine ganze Menge meiner Sachen, die im Haus waren, an sich genommen: Fotos aus meiner Kindheit, meinen Universitäts-Notizblock, einen Koffer voller Sachen. Das nahmen sie mit.

Uns bringen sie mit schleifenden Ketten in den Hof des möglichen Polizeireviere, dieses Clubs, von dem ich immer noch nicht weiß, was er ist, dieses Brunnenschachts. Sie drücken uns die Waffe in den Nacken: „Hinstellen, Hände an die Wand! Da rüber, bleib stehen, wenn ich es dir sage, Schwuchtel!“

Sie tasten uns nach Waffen ab, als könnten wir etwas verstecken. Wir sind die Auserwählten. Wenn sie sich die Mühe geben, uns so viele Anweisungen zu geben, dann, weil sie uns freilassen wollen. Aber man weiß nie. Sie können uns mit ein paar Schüssen erledigen und auch den Rest der Munition auf uns verballern.

Sie schießen auf Abel, weil er ihnen entkommt, als sie auf den Bürgersteig hinaustreten, und bis zur Ecke läuft. Sie treffen ihn am Bein und nehmen ihn mit. Das haben mir andere Zeugen hinterher erzählt. Die Kerle warten bis acht Uhr abends – der Hausfriedensbruch erfolgte nachmittags –, um den Leichnam von Hugo herauszuholen und ihn mitzunehmen. Sie müssen geglaubt haben, einen sehr bedeutenden Ort gefunden zu haben, aber sie irrten sich. Sie fanden nicht einmal Waffen.

Komme, was kommen muss

Während anonyme Hände uns nach Waffen absuchen, durchwühlen meine die Betttücher der Erinnerung, um zwischen den Falten die Abwesenden zu wecken. Hier sind meine Freunde: aufgekratzt, wie gewöhnlich. Mit einer Zamba zwischen den Fingern und dem Mond, angeschmiegt an die Sehnsucht. Die Lieder gehen mit Utopien einher, die aus der Wut geboren wurden. Der Name spielt keine Rolle, sie ähneln sich alle. Die mit den Fußfesseln, die hier sind, ähneln sich auch alle. Wir ähneln uns. Wir waren ein Übermaß an Lachen, nicht diese eisige Stille, die endgültig wirkt. Die grellen Schmerzen ermöglichen mir den unbegründeten Stolz, nicht nachzugeben, als unsere Namen kurz vor den Morgenstunden einzustürzen drohen. Wir sind daran gewöhnt, uns

Lebewohl zu sagen, aber nicht an dieses große Aufheben um einen blinden Abschied.

Ohne viel Aufhebens stecken sie uns in einen Lieferwagen. Komme, was kommen muss, ein für alle Mal. Ich verschiebe unauffällig meine Augenbinde und beobachte, wo sie den ersten rauslassen. Ein freies Feld, anscheinend weit entfernt von der Stadt. Man sieht weder Häuser noch Gebäude.

Dann ist ein anderer an der Reihe. „Lauf!“, rufen sie ihm zu. Er versteht den Befehl nicht. Vielleicht denkt er, er befände sich vor einem Erschießungskommando. Er macht einige Schritte zurück. „Spiel hier nicht den Schlaumeier, du Idiot! Lauf ein bisschen nach vorne.“ Immer noch blind, verloren.

„Jetzt mach schon, du Traamtänzer! Oder willst du für immer bei uns bleiben?“

Die Zweifel lähmen ihn. Oder die Angst.

„Gib mir die Pistole, damit ich den Volltrottel zerfetzen kann!“

Eine andere Stimme schaltet sich ein: „Beeil dich, Mann, wir müssen noch mehr Waren abliefern! Junge, zähl bis hundert, dann nimmst du dir die Augenbinde ab. Wenn du es früher machst, wirst du keinem mehr davon erzählen können, verstanden?“

Der Lieferwagen fährt mit Vollgas davon.

„Der Türke hier. Over.“

„Abteilung der Brigade 315. Positiv.“

„Habt ihr das von der Arbeitsgruppe 2 gehört?“

„Bestätigt. Fahr zur Logistik.“

„Dann achtet auf drei neun. Over.“

Sie halten noch mal. Ein, zwei, drei, ich bin die vierte. Ganz allein mit ihnen.

Der Türke Julián, Kurzes Leben und Gonzalito, Sami der verrückte Fettsack, der Bunte, der Oberst, Don Juan, der Soldat, der Korken, der Skorpion, Quickdraw, Roggen, Blut, der Deutsche, Kung Fu, Alte Katze, Vögelchen, Maus, Schildkröte, Ameise, Pepe der Drecksack, Doktor K., der Russe, der Japaner, dicker König, Gerte, Knie, Schleuder, Bauer, Vorhängeschloss, Geistesblitz, Schakal,

Engelchen, Nelke, Vater ...

Endlich bin ich dran. Die Tür öffnet sich und die Straße ist meine Rettung. Das Motorengeräusch entfernt sich und ich fange an, laut zu zählen, atme in tiefen Zügen die reine Luft ein. Ich befolge die Anweisungen buchstabengetreu, als wären sie eine Garantie für meine Erlösung. 98, 99, 100.

Was ich tat, war zählen, ich zählte eins, zwei, drei und so weiter, bis ich langsam bei sechzig ankam, um aus den Sekunden eine Minute zu formen und dadurch die Zeit vergehen zu lassen, die nicht mehr verging.

Während ich bis hundert zähle, fahren sie mit Höchstgeschwindigkeit davon. Ich halte es nicht länger aus und nehme mir die Binde ab. Das Licht der Quecksilberlampen blendet mich. Ich öffne die Augen Stück für Stück: Sie müssen sich erst wieder an das Gefühl von Straßenlaternen gewöhnen.

Man verliert das Gefühl für einige Dinge: das Gefühl für die Schnelligkeit von Fahrzeugen, das Gefühl für Entfernungen, diese physischen Sachen. Doch man erlangt es rasch wieder. So muss es sein, wenn man nach langer Krankheit aus dem Bett aufstehen kann und einem die Umgewöhnung schwerfällt.

Ich gewöhne mich schnell an das Aussehen des Stadtviertels: hohe Gehwege, gepflasterte Straßen, hier ist der Caminito und dort der Fluss. Ja, La Boca.

La Boca: dein Stadtviertel, Gabriel, das du mir mit 15 schenktest. Das wir gemeinsam durchstreifen, wo wir an jeder Ecke Halt machen, in Eingangshallen lugen, Balkone und Eingänge erforschen. Wir gehen sonntags spazieren, wenn die Geschäfte zu haben und man frei verfügen kann über die Gehwege, Erdwälle und Gassen, verlassen wie der Herbst. La Boca, wo die Armen bei Überschwemmungen ihre Schätze verlieren; wo die Abstellgleise der Züge alte, romantische Lieder bergen; wo unser Schattentheater zurückgezogen in einem Marionettenmuseum lebt. La Boca, wo die Balkone Flüstern und Schatten verbergen.

Die Balkone verbergen Flüstern und Schatten / Eingänge ertrinken in angespannten Pulsschlägen / Drei Botschaften durchschneiden die Straßen: Verboten. Der Tod kommt / Von nun an / heuern die Uhren an / spähen die Türspione / zittern die Winkel / Feierlich und bewaffnet ziehen blutige Auszeichnungen vorüber. / Währenddessen erheben schüchterne Ecken / heimlich und bei flüchtigen Treffen / ihre Stimme.

Von der Ecke aus beobachte ich die Kneipen in La Boca, wo das Leben zu jeder Zeit mit Rotwein besprengt wird. Ich betrete die erste, die ich erblicke. Ich spioniere die Bewohner der Nacht aus: Sie feiern irgendetwas mit reichlich Essen, Musik und Lärm. Sie sind glücklich, das Lachen wird immer lauter. Gitarren und Bandoneons zwischen Fotos von überschwemmten Straßen und Postern von Gardel. Ich frage nach einem Telefon, will nicht mehr Zeit verlieren. Ich wähle die Nummer. Eine verschlafene Stimme wird munter:

„Norita!“

„Ja, ich bin's. Mir geht es gut. Ich komme zu euch.“

Ich gebe ihnen keine Zeit zu antworten. Ich habe Angst, dass sie mich verfolgen, mich abhören, dass sie mich noch einmal mitnehmen. Ich gehe wieder hinaus.

Ich gehe schon sehr früh auf die Straße. Am ersten Tag nach dem Gefängnis stehe ich morgens auf, um nach neun Jahren die Morgendämmerung zu sehen. Ich gehe hinaus und mache einen Spaziergang, damit meine Füße auf der Wiese nass werden, mitten zwischen den Wegen, was weiß ich ... damit ich diese Sache spüre, die Freiheit. Abends, erinnere ich mich, bin ich ein Eis essen gegangen. Die Lichter verursachten mir Übelkeit.

Mir ist übel, und zudem habe ich keinen Ausweis und keinen Centavo dabei. Ich bitte den Kellner um Kleingeld: Man habe mich ausgeraubt. Mit ein paar Münzen laufe ich zur Haltestelle. Ich verhalte mich wie auf der Flucht, ich bin es nicht gewöhnt, frei zu sein.

Ich gewöhnte mich sofort wieder daran, frei zu sein. Jedes Mal, wenn ich ans Rauskommen gedacht hatte, war ich davon ausgegangen, es würde ein wenig seltsam werden, man würde an die Wegesränder stoßen, man wäre völlig desorientiert. Aber nein, gar nicht. Ich kam raus und empfand es als großes Glück, die Straße entlangzugehen.

Im Dunkeln durch die Straßen zu laufen ist nicht leicht, Vorsicht: Dort geht es eine Treppe hinunter. Gut, dass ich mich in der Gegend auskenne, denn ich sehe nichts. Ich warte am schwarz-weißen Fluss auf den Bus, an der gepflasterten Straße. Pflastersteine, die Hände verbergen, Gefangene anderer Zeiten. Der 164er hält. Auf diesem Planeten tragen nur die Transportmittel Nummern, welch ein Traum! Ich steige ein und löse ein Ticket.

„Ich fahre erst um viertel vor ab.“

„Wie spät ist es?“

„Halb drei.“

Ich habe den ganzen Bus für mich, bin die einzige Passagierin. Ich suche mir die erste Reihe aus, um einen besseren Ausblick zu haben. Und trotz meiner Kurzsichtigkeit kann ich gut erkennen: Gegenüber parkt ein Streifenwagen.

Früher waren die Streifenwagen heruntergekommene Autos, die nicht einmal alle von der gleichen Marke waren: ein Ford, ein Chevrolet. Ich erinnere mich daran, dass wir am blechernen Geräusch erkannten, wann ein Polizeiwagen kam. Sie nutzten sogar Fahrräder, doch dann wurden sie Stück für Stück moderner. Aus den Polizisten wurden Bullen.

Ausweis

Das einzige, was noch fehlt, ist, dass dieser Bulle die zwei Stufen in den Bus hinaufsteigt. Gesagt, getan. Jetzt fehlt noch, dass er sich an die einzige Passagierin wendet: mich.

„Ausweis.“

Ein Kerl hielt meinen Ausweis hoch und zog sich mit der anderen Hand die Hose herunter. Ein anderer sagte zu ihm, er solle ihn nicht kaputtmachen, weil er fast zerrissen wäre. Er sagte zu mir: „Wenn du nicht willst, dass ich ihn kaputtmache, dann mach schon“, und fing langsam an, ihn zu zerreißen. In dieser Zeit fühlte es sich an, als sei man ohne Ausweis nichts, wenn man ihn sich neu ausstellen lassen wollte, blieb man gleich drinnen. Keinen Ausweis zu haben versetzte mich in Angst und Schrecken.

„Hab ich nicht“, antwortete ich lustlos, wie jemand, der von einem langweiligen Drehbuch abliest. „Weißt du nicht, dass es verboten ist, ohne Ausweis aus dem Haus zu gehen?“ Er war wieder dran, als würden wir einen Auftritt proben. Sie sind besessen vom Thema Ausweise.

Und jetzt bin ich immer noch geradezu besessen, wenn es um den Ausweis geht. Als ich meinen dieses Jahr verliere, gehe ich zur Polizei, um Anzeige zu erstatten, und ich gerate an einen Beamten, der sich keinen Deut für mich interessiert, der mit einem Computerspiel beschäftigt ist. „Na gut“, sagt er am Ende, „du willst Anzeige erstatten? Dann machen wir das, aber du musst dafür bezahlen.“ Daraufhin erinnere ich mich an diese Szene mit dem Typen, der mir zeigte, wie er langsam meinen Ausweis zerriss. Ich will gehen und versuche, einen Schritt rückwärts zu machen. Ich durchlebe alles noch einmal, und noch einmal, und noch einmal, und noch einmal. Und das einzige, was ich mich zu sagen traue, ist: „Nein, nein.“

Ich halte mich weiter ans Drehbuch und kontere:

„Ja, ich weiß, dass ich meinen Ausweis bei mir führen muss.“

Schließlich spricht er die unvermeidlichen letzten Worte aus: „Komm mit.“

Komm mit

Zwei Paar Arme ziehen mich aus der Schlange, in der wir an der brasilianischen Grenze stehen. 1976 komme ich aus dem Urlaub zurück, strotzend vor Licht und Sand, vor Copacabana und dem Zuckerhut. Mir fällt nicht auf, dass sich die Welt um 180 Grad Richtung Dunkelheit dreht, als ich nach Argentinien komme. Als ich es bemerke, ist es schon zu spät. Wachsame, argwöhnische Hände prüfen meine Identität, durchwühlen meine intimsten Verstecke, kontrollieren, entdecken, vermerken und bereiten sich darauf vor, mich zu verurteilen, wenn bei mir nicht alles in Ordnung ist. „Das hier ist subversiv“, schreit mich der Beamte an. Es ist eine Skizze eines Nazi-Konzentrationslagers. Papa zeichnete mit Tusche eine realistische Landschaft mit verschneitem Hintergrund und Rauch, Helmen und den Umrissen von Soldaten direkt am Drahtzaun. In einer Ecke des Lagers der Wachturm, wo ein paar Wachen mit gut sichtbaren Waffen postiert sind.

„Aber schauen Sie doch nur auf das Datum: 1944!“

„Widerspruch mir nicht, und sei froh, dass ich gute Laune habe.“ Er sticht mit seinem Füller in meine Knochen, streicht mein Gedächtnis durch, befragt mich nach meinen beruflichen und außerberuflichen Aktivitäten, nimmt mich in seine Kartei auf und beim geringsten Ausrutscher werde ich als schuldig gekennzeichnet. Er inspiziert meine Tasche, blättert die Zeitschriften durch, zieht mich mit jeder neuen Seite aus. Er presst mich bis aufs Letzte aus, lässt mich ausgetrocknet zurück, ohne einen Tropfen Unschuld. Er öffnet einen Umschlag und betrachtet den Brief im Gegenlicht.

„Hier sind Abdrücke von Sätzen zwischen den Zeilen.“

„Da ist das, was ich auf einer anderen Seite geschrieben habe, durchgedrückt.“

„Antworte nur, wenn ich dich etwas frage!“

Seine Aufmerksamkeit konzentriert sich jetzt auf eine Schachtel. Es ist das einzige Geschenk, das ich mitbringe: eine Wanduhr. Ich sehe ihn mit dem Paket weggehen und es mitten auf ein leeres Feld schmeißen. Es explodiert nicht. Er

kommt mit leeren Händen zurück.

„Du kannst gehen, und komm nicht noch mal mit verdächtigem Material wieder, sonst landest du auf dem Revier.“

Mehr Informationen

Auf dem Revier. Ich hab es dir gesagt, ich hab dir gesagt, du sollst kein Vertrauen haben. Ich verspüre weder Angst noch Enttäuschung. Ich hatte nichts Anderes erwartet. Vielleicht stellen sie mich auf die Probe. Wollen sehen, ob ich rede. Mitten im Winter hemdsärmelig durch die Gegend zu laufen, in den Morgenstunden, ohne Geld oder Ausweis, mit Spuren auf der Haut, stellt für die Ordnungskräfte keine Überraschung dar. Man muss sich wie sie verhalten, die Normalität der Situation betonen.

„Warum hast du keinen Ausweis dabei?“

„Mir ist das Portemonnaie geklaut worden.“

„Willst du den Diebstahl anzeigen?“

„Nein, das ist die Mühe nicht wert.“

„Wie lautet deine Telefonnummer?“ Ich gebe sie ihm.

„Guten Abend, die Dame. Hier auf dem Polizeirevier befindet sich eine junge Frau, die angibt, bei Ihnen zu wohnen. Wir würden gern wissen, ob Sie sie kennen und ob Sie wissen, wo sie die letzte Nacht verbracht hat. Könnten Sie Informationen darüber geben?“

Folgende Informationen liefert Juan de Luca, Argentinier, verheiratet, Hauptkommissar der argentinischen Bundespolizei, vor Gericht, wo der Fall des Clubs Atlético verhandelt wird:

Dass diese Nebenstelle ausschließlich administrative Aufgaben für die Lagerabteilung der Bundespolizei erfüllte. Dass das Lager das Erdgeschoss, den ersten Stock und die Terrasse des fraglichen Gebäudes einnahm. Auf die Frage des Herrn Vorsitzenden hin, ob das Gebäude ein Untergeschoss gehabt habe, antwortete er mit Nein. Dass es nur ein Erdgeschoss gegeben habe, das als Parkhaus

diente, und eine Treppe, die in den ersten Stock hinauf-
führte, wo Uniformen an die Beamten ausgegeben wur-
den, die mit einer entsprechenden Genehmigung kamen.
Auf die Frage des Herrn Vorsitzenden hin, ob jemals
Gefangene in diese Außenstelle verlegt wurden oder dort
untergebracht waren, antwortete er mit Nein. Auf die Fra-
ge des Herrn Vorsitzenden hin, ob sich diese Abteilung zu
dieser Zeit unter dem Kommando der Streitkräfte befand,
antwortete er, dass es die Institution der Bundespolizei
gewesen sei, die sich zu der Zeit unter dem besagten Kom-
mando befunden habe, aber nicht die Lagerabteilung an
sich, da sie gemäß des Wesens ihrer Funktionen nichts mit
den von den Streitkräften durchgeführten Handlungen zu
tun hatte. Auf die Frage des Herrn Vorsitzenden hin, ob
es im Gebiet dieser Abteilung irgendeine offizielle Neben-
stelle mit Polizei- oder Militärpersonal gegeben habe, ant-
wortete er: Er erinnere sich an keine. Auf die Frage des
Herrn Vorsitzenden hin, ob er noch etwas hinzuzufügen
habe, antwortete er: Er habe nichts hinzuzufügen, wor-
aufhin die Sitzung ohne weitere Fragen beendet wurde.

(Fall „Club Atlético“, Zentrum für Rechts- und Sozial-
studien [CELS])

Wird diese Sitzung je enden? Die Uhr auf dem Revier
zeigt vier Uhr morgens an. Sie halten mich schon seit mehr
als einer Stunde fest. Ich tue nichts anderes, als den Dingen,
die geschehen werden, zuzusehen. Und es geschieht
nichts. Ich will, dass alles vorbei ist, und hinauslaufen.

Letzten Endes bringen sie mich im Streifenwagen nach
Hause, wie zuvorkommend. Auf dem Weg dorthin reden sie,
sie reden mit mir.

*Mir war klar, dass ich genau ab dem Augenblick, in dem
ich durch die Tür dort trat, anfangen würde zu reden. Und so
kam es auch. Seit ich herausgekommen war, redete ich. Und ich
redete, redete ohne Unterlass, bis heute. Ich ging zu den Verein-*

ten Nationen, ich ging zum Vatikan, ich ging zu den Vereinigten Staaten, nach Spanien, ich ging überall hin und legte Zeugnis ab. Ich erzählte, dass ein verlorenes Land in Lateinamerika mit geheimen Sammellagern für Gefangene übersät war. Ich war herausgekommen, aber es gab eine Menge Leute, die genau das erlebten, von dem ich jeden Tag gewollt hatte, dass es endete, sei es auch durch den Tod. Und es gab Leute, die weiterhin so litten. Als ich drinnen saß, hätte ich gewollt, dass jemand genau das für mich tat. Deshalb ist mir nie die Lust vergangen, darüber zu reden.

Ich habe keine Lust zu reden. Ich weiß nicht, worüber ich mit drei Polizisten sprechen kann. Ich antworte nicht. An der Haustür heben mich zwei Paar Arme hoch. Ich lächele, in Sicherheit, in diesen Armen. Ich flattere wie der Schmetterling auf meinem Ballon, unaufhörlich.

Alles ganz normal

Sie flattern umher und bereiten mir ein Nest aus Wasser, und ich tauche ein in die Wärme der Badewanne und ihrer Worte. Mama kommt zu mir und sieht meine Narben, die sich mit Schwamm und Seife nicht entfernen lassen. Ich erinnere mich an ihre Hände auf den Verästelungen dieser neuen Haut– an diesem Tag wechselte ich die Haut.

Alles ist ganz normal: das Bett an seinem Platz, die Ballonlampe. Mein Vietnam-Poster fehlt. Sie werden Konfetti daraus gemacht haben. Das Kinderlexikon *Der Schatz der Jugend* interessierte sie nicht, zu schwer? Auch die Fotoalben, meine Notizhefte, Ponchos, die Uhr, das Radio und solche Sachen haben nicht überlebt. Zum Glück haben sie weder die Tür noch die Toilette herausgerissen und die Möbel nicht mitgenommen. Nein, nur meine Tagebücher und meine Briefe, Kleinigkeiten. Sie waren pragmatisch: Es war kein Armee-lastwagen da, auf den sie die Sachen hätten laden können.

Sie hatten viele Sachen mitgenommen: Als ich mich anziehen wollte, erinnerte ich mich daran, dass ich meine Kleidung im Koffer hatte, und als ich ihn öffnete, war fast nichts drin. Ich zog eine gute Bluse an, das Einzige, was ich fand. Sie hatten alles mitgenommen, was irgendwie ging, nur den Kühlschrank nicht. Und am Tag darauf kamen sie wieder, um ihn zu holen.

Sie können wiederkommen, sie können immer wiederkommen. Es gefällt ihnen, dass man in ständiger Erwartung ihrer Rückkehr lebt. In Erwartung und Angst, wie es sich gehört. Geräusche und Stimmen dringen in meine Träume. Ein wachsames Auge beobachtet mich aus einer Ecke heraus, seit einem Abend im Jahr 1977.

In *Rebeldía y esperanza* und in *Ein einzelner vielfacher Tod* werden zwei parallel verlaufende Geschichten erzählt, die an einem Abend im Jahr 1977 stattgefunden haben. Zwei junge Frauen – eine Engländerin und eine Argentinierin – kehren in ihre Wohnungen in der Avenida Corrientes zurück.

Der Portier nahm sie beiseite und erzählte ihr, dass mittags zwei Polizisten in Zivil dagewesen seien, die nach ihr fragten.

Was hatten sie wohl zum Portier des Hauses gesagt? Er musste ihnen die Eingangstür geöffnet haben.

Die junge Frau – 26 Jahre alt – war überrascht.

Wir waren überrascht.

Um zehn Uhr abends klopfte es an der Tür. Die Szene verlief genauso wie die, die tausende von Personen in den Videla-Massera-Martínez-de-Hoz-Jahren durchleben mussten. Sie warfen sie zu Boden, schlugen sie, verhörten sie über Vermutungen.

Wie einsam sie gewesen sein musste, die junge Engländerin mit den Helden des Vaterlands. Im Haus waren wir zumindest zu dritt.

Dann brachten sie sie an einen zwanzig Minuten entfernten Ort, den Diana hinterher als den Sitz des Kommandos des ersten Heereskorps wiedererkannte.

Zwanzig Minuten nach Norden, fünfzehn oder zwanzig nach Süden: Wege in eine Richtung, weg von der offiziellen Landkarte.

Dort verhörte man sie erneut. Ihre Antworten wurden mit denen von Elisabeth Käsemann verglichen, die im Raum nebenan gefoltert wurde.

Haben sie unsere Antworten verglichen, Gerardo?

Im Morgengrauen bringen sie sie in ihre Wohnung zurück. Drei bleiben da. Sie sagen, sie bereiteten eine Mausefalle vor. Jeder, der an die Tür klopft, wandert ins Kittchen.

Würden sie meine Freunde erwischen, wenn ich blieb?

Als sie es sich bequem gemacht haben, sagt einer: „Zieh dich aus!“

Wir zogen uns aus, Diana. Und hier beginnt ein anderer Kampf. Der schmutzige Krieg.

Das völlig verschreckte Mädchen, dessen Augen verbunden sind, wird gewissenhaft der Reihe nach vergewaltigt. Zwei Stunden pro Person. Während zwei schlafen, vergewaltigt der dritte. Alles ist möglich. Ein wahrer Triumph der argentinischen Hosenschlitze über die wehrlose Engländerin. Endlich ein Triumph! Die Tore fallen nun reihenweise. Argentinien! Argentinien! Wenn sie Hun-

ger bekommen, gehen sie hinunter und kaufen Pizza und Coca-Cola. Dann machen sie weiter.

Haben sie ein Sandwich mit einer 7-Up verzehrt, nachdem sie mich in die Zelle geworfen haben?

Inmitten der Demütigung fragt die Theologiestudentin den Vergewaltiger: „Sind Sie Christen?“ Der Vergewaltiger nimmt schweigend die Hand des Mädchens mit den verbundenen Augen, legt sie auf seine behaarte Brust und lässt sie ein Kreuz fühlen, das an einer Kette hängt. „Wir sind Katholiken“, lautet die lakonische Antwort.

Katholiken, die Katholiken mit fremden und abweichenden Ansichten sowie Juden (immer zersetzende Elemente) und Mohammedaner und Buddhisten hassen, ganz zu schweigen von den Atheisten, die allesamt kein Vaterland kennen und mit dem Ausland liebäugeln.

Drei Tage und drei Nächte wird das Spielchen andauern. „Wenn du nur ein Wort sagst, bist du erledigt“, lautet die Parole.

Wir sind erledigt, Diana.

Dann gehen sie. Mit allem: den technischen Apparaten, der Sammlung lateinamerikanischer Schallplatten, Schmuckstücken, Geld, Kleidung.

Fotos und Ponchos, Uhren, Schmuck, die Münzsammlung.

Was sie nicht mitnehmen konnten, zerstörten sie. Sie rissen sogar die Zimmertüren in der Wohnung heraus.

Glas, sie zerschlugen Glas. Buntglasfenster.

Sieg, Terror, Beute und verwüstetes Land. Schmutziger Krieg. Zehn Tage später konnte Diana das Land verlassen.

Das konnten wir, Diana.

Buenos Aires, den 7. April 1979

Liebe Tochter!

Ich lese deine Erinnerungen ein ums andere Mal. Ich kehre immer zu ihnen zurück, bis ich die Details, die am interessantesten sind, oder einfach alles auswendig kann. Es ist wie eine Multiplikation der Sichtweisen: Zu meiner kommt eine deiner Sichtweisen hinzu. Ich sehe dich erneut, wie auf einem Schnappschuss, mit deinem Gepäck, im Begriff, auszuwandern.

Aus dem Flugzeugfenster ist Argentinien ein Umriss, ein Punkt zwischen den Wolken, ein Gebiet, das ich mir vorstelle.

II

*Bis sie mir eines Tages
meinen Namen zurückgaben
und ich ihn in den Gängen der Welt
zur Schau stellte.*

*Masken fand ich
Länder schläfrige Gesichter
Zungen begierig auf Neuigkeiten
absurd.*

*So wanderte ich dahin
zu meinem Nirgends-Ort
zu meinem Nichts
durch Schluchten von Spuren
ohne Tau
ohne die Fähigkeit,
meine Narben zu übersetzen.*

*Dieser Name ist nicht meiner!
Der meine
war hundert war tausend war alle
der meine
war Körper war Bauch war Stimme
hatte Nachbarn pfiff
war für Tag und für Nacht
war ein Gott.*

*Mir ist mein Name abhandengekommen!
Schrie ich auf den Pfaden
einer Karte ohne Kanten
zwischen von Angst durchlöchernten Türen.*

*Ich will meinen Namen!
meinen eigenen krummen zuckenden Namen
Sie sollen ihn mir bringen!
Eingeschlagen in Frühling
mit einem R wie Ringelreigen
einem O wie ob, einem A wie Alle Vögel sind schon da.*

Es war kein Traum

Heute sah ich eine vor sich hin treibende Welt. Gestalten, die im Raum flogen oder schwammen, riesige und winzig kleine Frauen, Männer in allen Größen, die sich verdoppelten, verdreifachten, vervielfachten. Die Körper tanzten, nicht miteinander, sondern mit einem leeren Schatten. Die Paare spielten mit Symmetrien und Überraschungen, sie erschienen und verschwanden wieder vor einem schwarzen, unermesslichen Hintergrund. Ein Geisterzug fuhr am Horizont entlang, ohne Ziel. Ein Schiff überquerte den Ozean, enorme Wellen schlugen gegen den Bug und bedeckten es mit Schaum. Unerbittliche Flügel von Flugzeugen flogen den Horizont und alle möglichen Küsten ab. Ich hörte Schreie, aber es war niemand da. Nur Echos. Ich lief aus dem Traum hinaus, im Traum.

Es war kein Traum. Man hörte Schreie, aber es war niemand da, als sie aus dem Bus gezerrt und in ein Auto verfrachtet wurde. Die gleiche Geschichte wie immer. Mitten am Tag, mitten im Zentrum, mitten in ihrer Jugend. Nur dass sie im Fall von Olga eigentlich mich aus dem Bus zerren wollten. Wie, mich – sie hatten es doch schon getan? Ja, und sie konnten es so oft wieder tun wie nötig.

„’78 entführen sie mich für eine Weile.“

Eine Cousine, die ich nie kennenlernte, zeigt meinen Eltern ihr Ausweisfoto aus Jugendzeiten. In Schwarz-Weiß sehen wir fast gleich aus. Der Ford Falcon ohne Nummernschilder fängt an, mit Olga darin seine Runden zu drehen. Mitten am Tag, mitten im Zentrum, mit einer Jugendlichen, die nicht versteht: Wenn sie doch nur lernt und tanzen geht und mit nichts etwas zu tun hat, warum und weshalb wird sie dann plötzlich in ein fremdes Auto verfrachtet, bekommt die Augen mit einem Tuch verbunden und hört, wie eine anonyme Stimme aus dem Walkie-Talkie ihre äußerlichen Merkmale vorträgt? „Blaue Augen, blond.“ Ihr Haar verfährt sich

zwischen hinterlistigen Fingern; sie wollen ihr die schwarze Perücke vom Kopf reißen, doch es gelingt ihnen nicht, sie von der Kopfhaut zu lösen. Der Farbunterschied irritiert sie. „Du hast dir die Haare gefärbt, du Schlampe!“

1978. Wir Argentinier sind Menschen und stehen für Rechte. Jetzt sind sie wählerisch, sie nehmen nicht einfach jeden mit – zu viele Eindringlinge kommen und schnüffeln in internen Angelegenheiten herum, und dann ziehen sie los und prangern Verstöße an, als verstünden sie irgendetwas. Daher wissen die Angestellten nicht, was sie mit dem Paket machen sollen; sie drehen ihre Runden im Zentrum. Soll das Walkie-Talkie darüber entscheiden, ob sie sie gehen lassen oder nicht.

Die Entscheidung, ob man uns gehen ließ, traf ein Oberst, der mich immer besuchen kam. Bei diesen Gesprächen entdeckte ich eine Schwäche bei ihm. Als erstes fiel mir auf, dass er alleinstehend war. Und als zweites, dass er eine ödipale Fixierung auf seine Mutter hatte. Die Besuche fanden alle drei Monate statt und nach jedem einzelnen ordnete der Kerl die Freilassungen an. Da ließ ich ein ganzes Gespräch nur um das Thema kreisen. Als er zu meiner Zelle kommt, sage ich: „Sehen Sie, am meisten vermisse ich meine Mutter.“ Meine Frau, meine Freunde erwähne ich nicht einmal, nichts. Ich habe mir einen Haufen Geschichten aus meinem Leben dazu zurechtgelegt. Ich beharre: „Meine ganze Kindheit und Jugend lang habe ich dafür gepaukt, die Approbation zu erlangen, damit ich meiner Mutter einen Titel verschaffen konnte.“ Bei einem Machotypen mit Ödipuskomplex kann man davon ausgehen, dass ihn das beeindruckt. Als der Besuch endet, sagt er zu mir: „Ich will dir nichts versprechen, aber es kann sein, dass ich beim nächsten Mal gute Neuigkeiten habe.“ Und er fragt mich: „Mit wem bist du im Innenhof immer zusammen?“ Da denke ich, jetzt muss ich ihm schon sagen, mit wem ich dort zusammentreffe. Daher sage ich es ihm. Später hängen sie die Liste mit denen aus, die freigelassen werden. Darauf stehen mein Name und die aller, mit denen ich immer zusammen im Innenhof bin!

Die Zeit gelangt nie an ihr Ende, wir schon.

(Gerardo Strejilevich)

„Bevor sie uns in den Innenhof brachten, hörte ich dich“, erzählt mir ein Freund von Gerardo. Wir haben uns bei irgendeinem Protestmarsch für die Menschenrechte wiedergetroffen, und die Überraschung verflucht unsere Stimmen bis zum Ende der Nacht miteinander.

Sie ließen uns beide zusammen frei, ich bin mir sicher. Ich erkannte deine Stimme. Hast du etwa nicht um Erlaubnis gebeten, dich zu bewegen? Was für ein Zufall! Als sie dir das gewährten, fasste ich Mut und fing auch an, mich zu bewegen, ohne dass es groß auffiel. Ich habe sehr genau auf die Stimmen geachtet, um zu hören, ob Gerardo dabei war. Wir wurden zusammen gefasst.

Ich habe vor lauter Angst nicht über sein Verschwinden gesprochen. Eine Angst, die am Anfang jede Nacht Brechattacken auslöste, und Alpträume und Angst vor den Alpträumen. Auch dein Bruder hatte Angst, deshalb ist er zum Schlafen dieses eine Mal nach Hause gegangen. Ich sagte zu ihm, dass es sicherer sei, im Bus zu schlafen, Hin- und Rückfahrt nach La Plata oder Rosario. Doch das machte ihm nur noch mehr Angst. Er wollte nicht allein sein. Wir gingen zu Fuß zu mir nach Hause, und er fühlte sich damit wohler.

„Mach die Tür auf, Junge!“, schrien sie mich an (als bräuchten sie jemanden, der ihnen die Tür aufmachte). Gerardo schlief im anderen Zimmer und würde keine Zeit haben zu fliehen. Ich stammelte etwas, tat so, als wüsste ich nicht, wo ich den Schlüssel hingelegt hatte, der im Schloss steckte. Bis mir am Ende klar wurde, dass er das Haus auch nicht gut genug kannte, um zu fliehen; da öffnete ich die Tür.

Nicht jeden Tag öffnet man die Tür, damit ein Wirbelsturm hereinkommt und die Zimmer zerlegt und die Vergangenheit zerstört und die Zeiger der Uhr abbricht. Nicht jeden Tag werden die Spiegel zerschlagen und die Verkleidungen zerfranst. Nicht jeden Tag versucht man, zu entkommen,

während sich die Uhr bewegte die Tür sich verbog das Fenster klemmte und man selbst eingepfercht einige nicht enden wollende Minuten lang wimmert. Nicht jeden Tag stolpert man und fällt mit auf dem Rücken gefesselten Händen, gefangen in einer Nacht, die dem Alltagsleben ein Ende setzt. Der Wirbelsturm aus gestrigen und heutigen Fragmenten, zerdrückt zwischen Befehlen und Anordnungen, lässt einem schwindelig werden. Man verliert sich zwischen umgeworfenen Stühlen leeren Schubladen offen stehenden Koffern aufgelösten Farben zerstörten Landkarten unvollendeten Straßen. Kaum vernimmt man das widerhallende Echo – „Du wolltest abhauen, du Arschloch!“ – und dass man von einem riesigen Maul verschlungen wird. War es so, Gerardo?

Sie warfen uns beide zu Boden und dann gegen die Wand, um uns zu schlagen. Sie setzen uns in ein Auto und fahren Richtung Zentrum. Ungefähr zwanzig Minuten später kommen wir beim Schlund an. Dort trennen sie uns.

Du hast dich von deinem alten Ich getrennt, Vater. Es ermüdet einen, so oft den Übermenschen zu spielen, diese beschwerliche Mühe, immer vernünftig, immer gleichmütig zu sein. Der König der Tiere versteckt sich, erschöpft von seiner Rolle. Er zieht sich zurück, verzichtet auf jegliche Sehnsucht. Eine Möglichkeit, die Verzweiflung einzukreisen, ohne dass sie einen trifft. Wenn der Schmerz am drückendsten wird, reißt der dünne Faden der Beklemmung und eine Ruhe ähnlich der Gleichgültigkeit überkommt einen. Der König der Tiere, der Löwe, scheint sich zu erholen. Doch es handelt sich bei ihm nicht um Gelassenheit, sondern um eine Traurigkeit, die seinen Willen verschlingt. Um dich nicht daran zu gewöhnen, mit der Abwesenheit zu leben, schließt du die Fensterläden deines Lebens. Du willst nicht hören, was ich über Gerardo erfahren habe. „Er ist tot, das ist alles“, unterbrichst du mich. „Keine Details mehr.“

Die Details. Sie sind das erste, was in der Erinnerung erscheint, und das erste, was man anscheinend vergessen

muss. Sie sind das, was unerträglich erscheint, und das, was vorgeblich den Unterschied ausmacht. Die Details. (Alejandro Kaufman)

Da du mehr Details willst: Später sehe ich ihn im Löwenkäfig, einem Ort, wo man – wie der Name sagt – wie ein Tier gehalten wird. Sie lassen uns eine Zeit lang zusammen. Ich weiß nicht, ob sie uns belauschen wollen oder ob es ein Missverständnis ist. Wir ziehen uns die Augenbinde nur ein kleines bisschen herunter und wechseln nur sehr wenige Worte: Er habe nichts über mich gesagt, ich habe nicht über ihn gesprochen. Aber er sagt zu mir, er habe gesungen. Du weißt ja, bei den Juden haben sie das volle Programm durchgezogen. Dann bemerken einige Wärter, dass wir uns kennen, und holen ihn heraus.

In Jerusalem

Jemand soll mich aus diesen fünfzig Grad im Schatten herausholen. Das ist mein einziger, heißer, sehnlichster, unnützer Wunsch. Es gibt kein kaltes Wasser, nur ein paar Gläser warmes, kaffeebraun.

„Todah“, sagte ich zu ihm, danke. Schon nach dem ersten Schluck laufen mir Sturzbäche von Schweiß hinunter. „Lechaim“, sagt er zu mir, zum Wohl. Der Mann wühlt weiter im Sand herum, untersucht die Körner wie jemand, der den Kleiderschrank seiner Großmutter durchgeht. Seine Vorfahren lebten hier, sein Tastsinn versteht. Die Beduinen brauchten keine Maße und kein Studium. Sie wussten, was sie taten, wo, wie, wann und warum. Wir versuchen nur, ihnen – legal – ihr Wissen zu rauben.

Sie kneten die Pita, dieses dünne Brot, das nach Asche riecht. Wir öffnen ein paar Konservendosen: Erbsen pur und Sardinen in Öl, unsere prekären Wunder. Sie dienen uns als Orientierung in dem Labyrinth aus Steinen und Mauern, das sie mit wenigen Instrumenten und vielen Fingerspitzen ausgraben. Im Reich des heißen und rauen Windes, des Chamisin, verwandelt sich der Sand in eine Uhr; das Land zu besit-

zen ist der Traum von Durchnächtigen; das Peso-Zeichen existiert nicht. Wir haben uns trotz und wegen unserer Apparate und unseres Verstandes verirrt. Das Universum ist dieser Horizont aus undurchsichtigen Dünen und grünen Oasen, die sich bis zur Sonne erstrecken.

Dieses Exil von mir selbst

Was mich beeindruckte, war dieses grünliche, helle Licht, Tag und Nacht. Immer das gleiche, weil es künstliches Licht war, das scheinbar aus dem Dach kam und das sich nicht ausschalten, nicht einschalten ließ, gar nichts. Es gab dir das Gefühl, dich außerhalb der Zeit zu befinden, festgehalten an diesem Ort, immer gleich. Eine vor der Welt versteckte Zelle.

Eine zwischen Pinienduft und Granit versteckte Zelle, die du deinen Löwenkäfig nennst. Du verbirgst deine zweifelhafteste Identität in diesem Haus, wo die Stunden Schritte sind, die ein- und ausgehen, hinauf und hinunter, wieder hereinkommen. Die gleichmütigen Treppen, die an den Felsen horchen, befinden sich vor deinem Fenster, und du verbringst die Tage damit, sie zu betrachten, zwischen den Zügen an der Pfeife, die du deinem alten Ich geklaut hast. Ich hatte nicht das Vergnügen, dieses kennenzulernen; ich habe nur den auferstandenen Andrés getroffen. Den vorherigen hast du dort gelassen, in La Plata, zusammen mit seinen Dokumenten und seinen Plänen, am Tag, an dem eine flüchtige Botschaft aus einer anderen Zelle dich in Bewegung versetzte. Du musstest abhauen. In Jerusalem verkörperst du eine Figur aus deinen Erzählungen: Denjenigen, der sich hinter einem riesengroßen Staubfussel in seinem Zimmer versteckt, um sich vor der Welt zu schützen. Du ziehst dich in dein Gehäuse zurück, den Holzstuhl à la Van Gogh, doch statt dich mit dem Pinsel in der Hand dem Fenster zuzuwenden, beharrst du darauf, durch irgendein Schlüsselloch in dich hineinzusehen.

Ich treffe eines Mittags bei dir ein. Ich bin nicht zu Besuch da, sondern so, wie ich auf die Welt gekommen bin, um zu

bleiben. Deine Tür zu öffnen ist wie die erste Seite eines Buches aufzuschlagen, das Neugierde weckt aufgrund seiner anachronistischen Buchstaben, aufgrund seiner abgewetzten Kanten, als hätte sich die Zeit an die Seiten hängen wollen. Eine bekannte Stimme befragt uns von deinen Wänden aus und verlangt nach Definitionen. Du lebst den Text eines seit 1976 erschöpften Argentinien, und es sind schon ein paar Jahre vergangen. In deinem Buch wimmelt es von Bärtigen und Langhaarigen, die sich existentiellen Herausforderungen stellen und sich dabei ihren Pflichten stellen und sie erfüllen.

Ich erteile dir eine Lektion in Pflichterfüllung, indem ich mich mitten in deiner Prosa niederlasse. Von den Wänden erklingen Stimmen, mit denen wir den Lärm des Radios, des Fernsehens, der Straße übertönen.

Die Welt ist eine Wand: Ich weiß nicht, ob aus glattem und nacktem Stahl oder aus nacktem und glattem Beton.

Das Exil ist wie ein Kind, einmal geboren, wächst es, bis man stirbt.

Das Exil ist eine Kuh, die schwarze Milch gibt.

Meine Epoche scheint aus wenigen Stunden zu bestehen.

Ich bin früh in diesem Exil von mir selbst angekommen.

Ein Bombardement einer seltsamen Sprache und Kultur prasselt auf uns nieder. Wir setzen auf unseren harmlosen Widerstand und halten der Artillerie der Realität Worte entgegen. Wir drehen die Lautstärke herunter, aber das ändert nichts: Die örtlichen Geräusche erklingen weiterhin, um uns daran zu erinnern, dass wir fehl am Platz sind. Auch hier. Ein Paar ungebildeter Intellektueller, Andrés und Nora, entwaffnete Soldaten auf einem fremden Schlachtfeld.

Haben sie etwas getan?

Du hast die Wohnung in der Avenida Corrientes als Exil gewählt, Vater, du bist nicht mit Mama nach Israel gekom-

men. „Macht euch keine Gedanken um mich“, schreibst du. Wir wissen, dass du dort bleibst, um die Welt zu meiden, obwohl du deine Vogel-Strauß-Geste meisterlich verbirgst.

12. Dezember 1978

Meine Lieben,

ich kann Euch sagen, dass ich mich während Eurer Abwesenheit sehr gut vergnügen werde. Ich gedenke, durch das Barrio Sur zu spazieren, um die typischen Elemente des Elends dort zu bewundern, im vergifteten Wasser des Río de la Plata zu schwimmen, die von Grillschwaden durchzogene Luft in den Wäldern von Ezeiza einzuatmen und das neue Jahr inmitten von Mücken zu begrüßen. Seid nicht neidisch. Ihr kommt auch noch dran.

PS: Habt ihr etwas in Bezug auf das Physikbuch unter-
nommen?

Das Buch ist Gerardo. Ja, schon. Wir haben in der Kneset, dem israelischen Parlament, vorgeschlagen. Wir haben an Türen geklopft. Aber es gibt gewisse Dreisätze, die man nicht lösen kann: Wenn Israel tausende von Waffen an Argentinien verkauft und wenn eine Waffe einen Verschwundenen töten kann, wie viele israelische Waffen sind dann nötig, um tausende von Verschwundenen töten zu können? Tausende, meiner Meinung nach.

Meiner Meinung nach waren die Juden des Establishments sehr nachgiebig und still. Sie stellten Untersuchungen in Bezug auf Gefangene an, aber wenn es um Verschwundene ging, legten sie eine solche Zurückhaltung an den Tag, dass es den Militärs sehr entgegen kam. Ich erinnere mich daran, wie es bei einer Versammlung, die bei der AMIA stattfand und bei der Mütter aus der Gemeinschaft anwesend waren, hieß, dass wir ungerecht seien, dass sie nach den Verschwundenen suchen würden. Und eine Mutter sagte zu ihnen: „Es ist an der Zeit, zu

schreien, zu fordern, statt so still, so vorsichtig, so auf Weisheit bedacht zu handeln.“

Auf Weisheit bedacht

Vier Mal verlorene Weisheit, vier Backenzähne, auf Wiedersehen, Jugend. Ich warte auf die Einwilligung der Krankenschwester, welche die Reihen der Opfer abgeht, um den letzten Segen zu erteilen. Ihre Einwilligung bedeutet die Erlaubnis zum Rückzug aus diesem Labyrinth aus Schmerzen, Gas und Blut. Hunderte von bedauernswerten Mündern flehen um Erbarmen. Ich nehme diese letzte Szene mit sanftem Gleichmut hin, bin es leid, mich gegen diese von unserer Gesellschaft kanonisierten Riten aufzulehnen.

Alles fängt ganz normal an. Ein weißer Kittel nähert sich mir mit einem Lächeln wie aus der Zahnpasta-Werbung.

„Slichá geveret?“, erlauben Sie?

Erfreut über die guten Manieren des Arztes markiere ich Seite vier des Buches *Der Prozess* mit dem Lesezeichen, um ihm demütig zu dem Stuhl zu folgen, dessen Anwesenheit allein mich in Kanonenfutter verwandelt.

Er bittet mich, den Mund zu öffnen. Ich gehorche. Unterkiefer nach unten, Kopf nach oben, stillhalten. In diesem Augenblick fängt die Krankenschwester an, mit ihm zu reden. Ich verstehe ihr Hebräisch nicht, aber ich habe keinen Zweifel daran, dass sie mindestens zwei Seiten im einfachen Zeilenabstand erzählt. Und mein Mund steht nicht vor Stauen offen.

Schließlich bricht der Arzt mit seiner Zange, seiner Scheere und seinem gelehrten Blick in meine Intimsphäre ein. Er erfreut sich an meinen Weisheitszähnen, seit meiner zartesten Jugend geduldig herangezogen. Er zieht den ersten. Mein stummer Körper, Zuschauer seiner eigenen Agonie, hat keine Kraft, um zu reagieren. Zumindest lenkt mich der Schmerz, ein Strom, der auch die letzten Tiefen des Zahnfleisches durchdringt, vom Gesicht des Chirurgen ab, der mich mit seinem destillierten Lächeln darauf hinweist, dass wir fast da seien.

Wo, würde ich gern wissen. Mein Instinkt antwortet im Zamba-Rhythmus: „Und da geht schon der zweite!“ Ein Stechen im Gaumen bestätigt das.

Das Gute ist, dass man sich an die Qualen gewöhnt; deshalb schöpfe ich Mut: Ich bin fest entschlossen, die Rechnung auf einen Schlag zu begleichen und alle vier Weisheitszähne auf einmal hinter mich zu bringen. Genau da hat der Henker Erbarmen mit mir: „Maspik“, genug für heute.

Er schließt das Kapitel ab, meine Beschwerden schaffen es nur in die Fußzeile. Freiwillige Marter steht nicht zur Auswahl. Die Krankenschwester untersucht mich, während hunderte von Gebissen in einer Reihe auf- und zuklappen und dabei die Gnade der Verwaltung verschlingen. Sie kann nichts dafür, dass ich sie voll rückwirkendem Hass anblicke. Ich schleppe ihn seit meiner unfreiwilligen Einweisung auf die Krankenstation des „Club Atlético“ mit, manchmal überlagern sich die Orte für mich. Ich trete auf die Straße hinaus. Auf dem Gehweg merke ich, wie meine Wangen anschwellen, während mir die Blicke der Passanten den letzten verbleibenden Rest Stolz rauben. Ich marschiere mit meinem verzogenen Gesicht an ihnen vorbei ins Freie.

Eckstein, Eckstein, alles muss versteckt sein

Wie hässlich du dein Gesicht verziehen kannst, Gerardo, wenn du dich im Schlafzimmer vor mich stellst: Mit einer Hand zerrst du an deiner Wange, mit der anderen drückst du die Nase hoch, du streckst die Zunge heraus und brüllst: „*Eckstein, Eckstein, alles muss versteckt sein!*“

Alle, die dich identifizieren könnten, haben sich versteckt. Was nützt es mir, mit deinem Foto hinauszugehen, um es herumzuzeigen? Wem? Wer könnte mir eine Geste, ein Wort, ein neues Bild von dir schenken? Wer könnte mich von dieser großen Unbekannte erlösen, die ich mit mir durch den Kalender schleppe? Im Meer? Erschossen? Im Fluss? Irgendjemand hat gesagt, dass sie dich in die Escuela de Mecánica de la Armada verlegt hätten. Ist das wahr? Jedes Mal, wenn

ich nach Argentinien zurückkehre, versuche ich, die Unsicherheit durch Schreiben zu füllen, wie Mama es machte, mangels anderer Mittel.

Warum habe ich mich genau heute dafür entschieden, mich hinzusetzen und meine Gedanken in diesem kleinen, unvollendeten Notizbuch auszubreiten, das teilweise mit algebraischen Formeln vollgeschrieben ist, die ich nie verstanden habe und nie verstehen werde? Weil sie von meinem Sohn geschrieben sind, den ich wer weiß wann und wie wiedersehen werde, je nachdem, ob ich noch lebe oder nicht, wenn er herauskommt, falls er herauskommt. Letzten Endes ist es so, dass ich an gerade diesem Tag, an dem er – wenn er noch lebt – 28 Jahre alt wird, zu verzweifelt bin, um hinauszugehen oder es auszusprechen.

Daher nahm ich dieses Notizbuch zur Hand, was mich ihm dadurch, dass es seines ist, ein bisschen näherbringt. Wenn ich ihn eines Tages wiedersehe, so glaube ich, würde ich mir wünschen, ihm alles persönlich sagen zu können. Wenn es nicht so kommt, möchte ich zumindest, dass er weiß, wie sehr er uns gefehlt hat. Ich möchte nicht über unser Leid sprechen, er muss viel mehr gelitten haben. Und wenn er zu irgendeiner Zeit nachdenken konnte, wird er beim Gedanken an unsere Qualen gelitten haben, denn ihm war ja klar, dass wir nicht wussten, was ihm passiert sein könnte. Vielleicht hatten unsere Träume von ihm ihre Wurzeln in seinen Gedanken, so sehr auf uns gerichtet.

Ich weiß, er würde nicht wollen, dass ich mich an seinem Ehrentag mit meinem Leid einschließe. Möge er mir vergeben, dass ich nicht auf ihn höre. Ich kann die Abfolge von Erinnerungen und Gewissensbissen aufgrund von Handlungen meinerseits, die zu negativen Situationen zwischen uns führten, nicht verhindern.

Heute ist ein sonniger, sehr heißer Tag; ich habe die Jalousien heruntergelassen und die Lampe eingeschaltet. Der heutige Tag stört mich. Wenn es doch nur bewölkt wäre! Aber nein, man kann es sich nicht aussuchen.

Wo kannst du sein? Weißt du, dass du heute vor 28 Jahren geboren wurdest? Ist dir das klar? Welche Gedanken, Erinnerungen, Bilder gehen dir heute durch den Kopf? Konntest du wohl eine Bilanz deiner Existenz bis zu dem Augenblick ziehen, ab dem du nicht mehr zur Welt der Personen gehörtest, die das Leben von einer Seite zur anderen durchqueren, ohne darüber nachzudenken, dass genau dies enden kann, dass ein Zufall eintreten kann und wir nicht mehr länger sind?

Es ist schrecklich, nicht zu wissen, was mit jemandem geschehen ist; noch mehr, wenn es sich um ein geliebtes Wesen handelt; das ist am schrecklichsten, schlimmer als der Tod. In dem Fall kann man sicher sein, so bleibt der ewige Zweifel. Er lässt dich weder ruhen noch Frieden schließen. Du lebst, du redest, du isst, du läufst, aber du bist nicht. Du fühlst dich leer: Dir fehlt das Wissen um das, was geschehen ist, und dir fehlt die Anwesenheit dieser Person. Ihre Dinge, ihre Bücher, ihre Handschrift, ihre Kleidung sind da, aber sie selbst nicht.

Nur wer das erlebt, kennt es; es ist nicht das Gleiche, sich das vorzustellen. Manchmal nimmt die Leere ein solches Ausmaß an, dass ich nicht weiß, wie ich am Ende des Tages angelangt bin, Dinge erledigt habe, durch die Straßen gelaufen bin, mit den Leuten geredet habe, das geführt habe, was man das normale Leben nennt. All das sind Äußerlichkeiten, innen drin ist die Leere. Wie lässt sie sich kurieren? Nur durch deine Rückkehr! Und wann könnte das sein? Darauf gibt es keine Antwort.

Es ist furchtbar, festzustellen, dass wir anonyme Nummern sind, dass wir nichts zählen. Wir verschwinden, unser Platz wird wieder gefüllt und die Welt dreht sich weiter. Ich hoffe, dass es nicht lange so bleibt. Es würde viele Eltern umbringen.

Unbeständiges Terrain

Nachdem sie in der ESMA tausende umgebracht haben, benutzen sie das Gelände als Sportplatz. Die althergebrachte Umwandleritis kennt keine Grenzen, doch das gilt auch für die Neugierde einer ausländischen Journalistin, multipliziert mit der meinen. Kerrie, die für das kanadische Radio arbeitet, bittet mich um Hilfe bei den Arbeiten für eine Sendung über die Mütter von der Plaza de Mayo.

Ihre Idee besteht darin, Privatschüler zu interviewen, die heute zum Ballspielen auf diese Fußballplätze kommen: Unbeständiges Terrain, das vor weniger als zwanzig Jahren noch Foltersäle beherbergte. Wir versuchen, herauszufinden, wie sich diese Jugendlichen fühlen, wenn sie zwischen den Echos der Verschwundenen, die in ihrem Alter waren, Tore schießen.

Ich studierte Naturwissenschaften und manchmal spielte dein Bruder Fußball mit einer Mannschaft, die sich auf den Sportplätzen nahe der Fakultät für Architektur traf. Dort haben wir uns am häufigsten gesehen. Er war Torwart. Mir kam er wie ein sehr aufrechter Typ vor, vielleicht ein bisschen naiv, zweifellos ein guter Junge. Als ich die Aussage über Gerardo in Nunca Más gelesen habe, bekam ich eine Gänsehaut. Wie schrecklich, dass er in die Klauen dieser Leute geraten ist.

Diese Leute haben das Recht, frei zu entscheiden, wem sie ihre Fußballplätze anbieten, und da wir uns in einer Demokratie befinden, haben auch wir das Recht, frei zu entscheiden, wem wir Fragen stellen, innerhalb und außerhalb der ESMA.

Das Lager in der Escuela de Mecánica de la Armada nahm seinen Betrieb in der Zeit jener Entwicklungen auf, die zum Putsch von 1976 führten. Vollständig geschlossen wurde es erst wenige Tage, bevor Alfonsín Ende 1983 an die Regierung kam ...

... Das Lager befand sich im Kasino der Offiziere, einem dreistöckigen Gebäude mit Keller und einem riesigen Dachgeschoss. Die Offiziere schliefen in den unteren beiden Etagen, im Keller verrichteten die Folterer ihre Arbeit, im zweiten Stock und im Dachgeschoss warteten die Gefangenen auf das, was kam. (Andersen, *Dossier Secreto*)

Um ans Ziel zu kommen, fragen wir die wenigen Nachbarn nach dem Weg. Es sind vor allem Kinder, die auf anderen Bolzplätzen in der Umgebung Ball spielen. „Da lang, auf der anderen Seite der Brücke“, zeigen sie uns.

Sie hängten sie an der Brücke auf, mit diesem Strick. Schau dir dieses Bild von meiner Tochter an, die Binde über den Augen. Das ist ein ungeheurerlicher Beleg, den sie nicht verleugnen können. Ich habe den Rock zu diesem Jackett. Den Rock habe ich. Meine Fotos sind Beweise, die sie ruinieren werden. Und siehst du diesen letzten Scherz auf ihre Kosten, dieses Schild, dass sie ihr verpassten, nachdem sie sie abgenommen hatten? Gibt es das? Sie hatten sie dort, haben ihren Leichnam etwa einen Tag lang auf dem Boden liegend zur Schau gestellt, mit diesem Zettel daran. Ich war Montonera. Und die Leute kamen direkt am Leichnam, am Schild vorbei und sind einfach weitergegangen.

Wir gehen über ungeteerte Wege, die sich am Gebäude entlangziehen. Hier gibt es keine Wachen. Aus dem Weg wird eine Straße, die zum Hinterhof der ESMA führt. In diesen unermesslichen Weiten begleitet uns nur der Klang unserer Schritte.

Welches Polizeirevier?

Vater: Ich höre, wie deine zarten Schritte das Schweigen des Flures durchbrechen. Leichte Schritte, solche, die sich einem Abgrund nähern, solche, die innehalten, kurz bevor

sie der verlockenden Unermesslichkeit, die unter den Füßen ruht, nachgeben. Deine Stimme verweigert die Modulation, sie klingt rau, eingerostet.

„Ich war auf dem Revier“, versuchst du zu sagen.

Das, was spricht, sind verknotete Hände, angespannte, Finger, die Trümmer durchforsten.

„Ich habe ihnen gesagt, dass du '77 verschwunden warst und dass ich deshalb sehr besorgt war, weil ich an dem Abend auf dich gewartet hatte und du nicht zurückkamst.“ Dein Tonfall ist jetzt ein Faden, von dem man nicht weiß, ob er den Magen oder die Unendlichkeit durchspannt.

„Sie haben eine Akte mit deinem Namen angelegt. Sie sagen, dass sie sie schließen werden, wenn du auftauchst. Du musst gehen.“ Jetzt lösen sich die Hände voneinander und bewegen sich parallel, öffnen den Raum, um mehr Luft zu bekommen.

Wie kann ich dich umarmen, dir diese enorme Angst nehmen, dieses Monster des Terrors, das dir auf die Lungen drückt, dich leidend und wehrlos macht? Wie kann ich das tun, wenn es auch mich erstickt, meinen Körper zerquetscht, mich entstellt? Ich verfüge kaum über ein Paar Stimmbänder, um anzuordnen, dass du mich begleiten sollst. Ein Revier betreten: Mich zwischen die Zähne dieses wilden Tieres begeben, das uns belauert. Ich kann nicht denken. Dieses Mosaik zu betreten, auch wenn sie sagen, es sei ein anderes, diesen Geruch zu riechen, auch wenn es ein anderer ist, diese Stimmen und dieses Tippen zu hören. Es ist das gleiche.

Wir begeben uns zusammen hinein. Als wir drinnen sind, wandern die Augen über eine eindimensionale, abstrakte Fläche. Ich spüre nichts.

Wachleute an der Eingangstür, der gepflasterte Hof, der Raum mit den sich schälenden Wänden, der Geruch, dieser blaue Geruch. Der Tresen für das Geständnis, die Erklärungen, die Nummer, die Unterschrift. Wir unterschreiben.

Ich weiß nicht, welches Revier du mit diesen kurzen Schritten verlässt, den Arm angewinkelt, damit ich mich einhaken kann. Ich verlasse das meine, an diesem frühen Win-

termorgen im Juli '77. Du das deine, an einem anderen eisenen Julimorgen, allein, weil niemand mit dir gekommen ist, um die beiden Entführungen anzuzeigen. In Wahrheit verlässt du verschiedene. Ein Revier mit Petroleumöfen, denen es nicht gelingt, die bürokratische Gleichgültigkeit aufzuwärmen. Und ein anderes mit lärmenden Ventilatoren, die es nicht schaffen, die herzlose Gleichgültigkeit zu erfrischen, die an den Wänden klebt, oder die Haut der Polizisten, die ein ums andere Mal die Informationen eintippen, wohl wissend, dass du weißt, dass sie wissen, was sie nicht zu wissen vorgeben. Die Stationen des Haftprüfungsantrags: Mit ihm hineingehen und mit leeren Händen herauskommen. Wenn du nur schreien könntest, aber du bist stumm, gebeugt. Ein verletzter Schatten hängt an deinem Körper und ich weiß nicht, wie ich die Wunde heilen kann. Ich nehme im Dunkeln deinen Arm, in dieser Nacht, in der wir Schweigen austauschen.

Das Unerwartete

„Das Schweigen schließt die Unmöglichkeit ein, darüber zu sprechen, den Horror, das Schreckliche.“ Die Worte springen von der Seite, um durch das Fenster zu gleiten und in die Fassade eines Gebäudes meiner Vergangenheit einzugehen. Das sollte mich nicht überraschen, das Außergewöhnliche kann uns aus jedem Fenster anschauen. Mir gegenüber nimmt der Zufall, oder eher das Unerwartete, Platz, und der erwartete Effekt tritt ein: Ich kann es nicht glauben.

So viele Jahre Schweigen und immer noch die gleichen geografischen Gegebenheiten, die gleichen fixen Ideen. Der Bus fährt am Eingang *meines* Reviers vorbei. Schicksal oder Zufall, egal: Ich beschließe, auszusteigen. Mitten im Häuserblock die übliche Reihe Streifenwagen. Sie sind alt, wohl über 15 Jahre. Ein Auto setzt zurück, um einzuparken, und die Bremse versetzt mich 16 Jahre in die Vergangenheit, in die Morgenstunden im Juli, in denen sie mich freiließen, mein Baumwollhemd, ihre Winteruniformen, meine leeren Taschen, ihre Waffen. Wir steigen aus dem Wagen und gehen

durch den Haupteingang hinein. Da erst fällt mir die Fassade auf: Zwei Wandgemälde von Quinquela Martín, mit mächtigen Schiffen und Hafenarbeitern. Quinquela malte keine Polizisten. Dort drüben müssen die Telefone sein und die Hand, die meine Nummer wählt. Die Gestalt meiner Vergangenheit.

Der Wachmann sagt nichts zu dieser neugierigen Frau, die an seinem Arbeitsplatz erscheint: Terrakotta-Mosaike, Kacheln, Primärfarben, helle Wände. In jener Nacht im Juli '77 haben dieselben Wände wohl einen Anruf aus dem Club Atlético vernommen: „Wir lassen Verschluckte frei, ey.“

Das hier ist kein Western

„Ey, guck mal!“

Wie im Film fährt genau in diesem Augenblick ein Armeelastwagen vor unseren unschuldigen Nasen her. Gleich ist er drinnen. Eine der Heldinnen läuft hin, um mit ihrem schönsten Lächeln zu fragen, ob man hineinkönne, und man kann. Sesam, öffne dich.

Macht auf das Tor / mach auf das Tor / es kommt ein goldener Wagen

Kerrie und Nora haben es ohne Weiteres auf die andere Seite des Zaunes geschafft, sie sind buchstäblich in der ESMA und sehen sprachlos zu, wie der Mann aus dem Lastwagen aussteigt, um das Tor zu verschließen.

„Sie öffnen die Briefe“, sagt Papa zu mir. Deshalb war unsere Korrespondenz immer verschlüsselt. Gerardo war „das Physikbuch“.

„Und sie weisen einen sogar darauf hin, dass sie das tun: Wenn sie den Brief gelesen haben, drücken sie den Stempel des Innenministeriums auf den Namen des Absenders, um unmissverständlich klar zu machen, wer in diesem Land der Herrscher über die Privatsphäre ist.“

Die Briefe der Behörden hingegen treffen immer hermetisch verschlossen ein.

10. Juli 1979

Liebe Nora,

die Formulierungen der offiziellen Antwortschreiben sind so hermetisch, dass man schließlich auf jegliche Methode zurückgreift, um ein aufmunterndes Wort zu finden. Glaubst du an die Parapsychologie? Wir haben einem von diesen Hellsehern einen Scheck geschickt. Er hat geantwortet, dass das Buch da sei. Wir glauben es nicht, können es aber auch nicht lassen, Fragen zu stellen. Wie kann man die Wahrheit erfahren?

„Die Wahrheit ist, dass man hier nur durch den Haupteingang hinauskommt“, sage ich wie jemand, der die Meter, die ihm noch in Freiheit verbleiben, genau ausmisst.

„Mach dir keine Sorgen, wenn wir hinauswollen, springen wir über den Zaun.“

„Du bist ja vollkommen verrückt! Wir springen hier über gar keinen Zaun! Das hier ist kein Western, Kerrie, siehst du nicht, dass uns dafür mindestens zwei Pferde fehlen?“ Während ich das sage, komme ich fast durcheinander und glaube, dass wir tatsächlich in einem Film gelandet sind.

Wir gingen ins Kino des Viertels, um Kriegsfilme oder Western zu schauen. Wenn die siebte Kavallerie eintraf, gab es Buhrufe statt Jubelschreie, und wenn die Indianer auftauchten, applaudierten wir. Wenn Filme über den Zweiten Weltkrieg gezeigt wurden, klatschten wir den Nazis Beifall. Warum? Weil wir über die Nazis nur das wussten, was die nordamerikanischen Filme zeigten, und da ging es um Krieg, die Unterdrückung wurde nicht gezeigt. Die Nazis waren die Bösen, sie trugen Uniform und kämpften gegen andere Uniformen. Wir waren für die Bösen, weil wir vor allen Dingen gegen die Yankees waren.

Was soll man machen?

Was soll man mit all diesen Dingen machen? Am Revers, unter einem Tuch verborgen, trägt die argentinische Schauspielerin ein Mikrofon. Die Absicht: Das aufzunehmen, was sie an dem Ort empfindet, an den ihr Bruder angeblich verlegt wurde. Empfinden? Schauspieler befolgen ein Drehbuch, man verlangt von ihnen keine Improvisation! Ich kann nicht denken. Man spricht nicht über den Tod. Der Tod stirbt. Es ist Herbst. Die Sonne legt sich auf die Blätter und drückt zwischen den Pappeln auf sie nieder. Sie fallen, eins nach dem anderen, im Takt von gelbem Zwitschern.

Das Gefangenensammellager, das in der Escuela de Mecánica de la Armada eingerichtet wurde ... wurde schon während der Vorbereitungen für den Putsch im März 1976 in Betrieb genommen, und obwohl es von verschiedenen politischen Lagern mit unterschiedlichen Formen der Unterdrückung geführt wurde, schloss es erst im November 1983, nur wenige Tage, bevor die verfassungsmäßige Regierung an die Macht kam.

Während dieses 92 Monate lang wütenden Völkermordes durchliefen schätzungsweise ungefähr 5 000 Gefangene-Verschwundene die ESMA, weshalb sie sich mit dem schändlichen Titel schmücken kann, während der Militärdiktatur eines der größten geheimen Zentren für Folter und illegale Verwahrung gewesen zu sein. (Paoletti, *Como los nazis, como en Vietnam*)

Ich befinde mich am Ort des Geschehens, wo das Leben zu Klumpen des Entsetzens wird. Der Ort des Geschehens: eine geschickte Wendung, um sowohl das Subjekt als auch die Taten wegzulassen. Ich stochere im Boden herum, um ihre Gesichter zu finden. Dichter Schlamm, Silhouetten, tausende von Körpern, die sich im Wind aufgelöst haben.

Wir waren Körper, die sich fast blind durch die Nacht bewegten. Es regnete in Strömen und das Lager lag im Dunkeln, aber wir mussten es angreifen und den Masten einnehmen. Das war Teil des militärischen Trainings unserer Zelle. Diejenigen, die zurückblieben, mussten verteidigen. Ich gehörte zu den Angreifern: Wir stießen nach mehreren vergeblichen Versuchen mit großem Lärm durch die Küche vor. Es war ganz einfach, weil die aus dem Lager nur eine Wache hinterlassen hatten, der Rest war schlafen gegangen.

Statt wie ein militärisches Training wirkte das Ganze eher wie ein Rugbyspiel.

TOOOOOOOOOOOOOOOOOOOOOOOOR!

Im Hintergrund ein Fußballspiel. Leben oder Tod durch den Ball, der von einem Fuß auf den anderen springt. Es gibt keinen Ort und keine Möglichkeit, um der besiegten Vergangenheit nachzuspionieren.

TOOOR! schallt es über den Sportplatz.

„Es heißt, dass der Sportplatz mit Leichen von Guerillakämpfern übersät war, und das ist falsch. Es mag vorgekommen sein, dass gelegentlich der Leichnam eines Verletzten eingäschert wurde, der es nicht schaffte und starb.“

„Wie ging das vor sich?“

„Man verbrannte sie ... Aber es waren sehr wenige ...“

„Gab es dafür einen speziellen Ort?“

„Nein, nein. Hinten. Aber es waren seltene Fälle.“

„Hatten sie eine spezielle Vorrichtung dafür?“

„Nein, nie irgendetwas Seltsames. Mehr noch, der Sportplatz war die ganze Zeit in Betrieb. Er wurde nie geschlossen.“

„Sie verbrannten einen Leichnam und spielten dann auf dem Sportplatz Fußball?“

„Neeeeein. Dieser Sportplatz ist riesig, es ist Land, das dem Fluss abgewonnen wurde. Der letzte Teil ist praktisch

unzugänglich, er wird nicht genutzt. Er ist ganz hinten, direkt am Fluss.

(Horacio Verbitsky, *El Vuelo*. Interview mit Adolfo Scilingo, 1995)

Wir nähern uns dem hinteren Teil direkt am Fluss. Ich verwende den US-amerikanischen Akzent wie eine Verkleidung. Erneut auf der Bühne, dieses Mal ohne Text.

„Finden Sie es nicht komisch, hier zu spielen, an einem Out wie diesem?“

Ich befürchte, dass sie uns für Außerirdische halten.

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Naja, es heißt, hier seien Menschen gefoltert worden ...“, hilft Kerrie mir.

„Hm, weiß ich nicht. Davon wissen wir nichts. Wenn Sie nachfragen wollen, können Sie zu dem Haus da gehen, dort sind die Lehrer.“

„Aber Larry, die ESMA ist eine Schule, glaubst du wirklich, dass wir dort jemanden gefoltert haben?“ [Admiral Massera zu Larry Birns, dem Gründer des Council on Hemispheric Affairs, in Washington] (Andersen, *Dossier Secreto*)

Dieses Gebäude hat die Besonderheit, eine Schule zu sein ... und es hat noch eine Besonderheit: Es führt das Wort „Mechanik“ im Titel. Es ist, als wären bestimmte Gebäude für die Funktion, die sie tragischerweise einmal übernehmen würden, prädestiniert gewesen. (Horacio Gonzalez)

Die Lehrer fragen! Für Reue ist es zu spät. Wir können nicht über den Rasen zurückgehen, über das Tor springen, auf den Weg zurückkehren, die Filmrolle dieser Serie – definitiv ein Western – wieder auf die Spule drehen. Die Augen offen, die Sinne geschärft und ein immer größer werdender Brocken Angst, der aus dem Magen in den Mund steigt, die

Gegenwart auflöst und sich zwischen der Kehle und dem Abscheu festsetzt. Wir klopfen an die Tür.

„Herein!“

Gespenster

„Herein!“, sagst du schlicht zu mir.

Du wolltest mich nicht einmal am Flughafen abholen, obwohl du mich seit drei Jahren nicht mehr gesehen hast. Man sieht dir die Zeit an, die vergangen ist, Löwe. Du schaffst den Sprung vom Flur auf den Platz nicht, der dich vor der Leere rettet, indem er dir Eintritt in die Geschichte verschafft, und du kannst dem Schmerz mit deinen Händen auch keine Form verleihen; sie sind so unsicher, dass sie sich nicht einmal aus den Taschen trauen. Allein mit deinen Erinnerungen, gewöhnst du dich daran, über dieses Scheitern nachzugrübeln, das du im Alter als Überzieher nutzt. Du durchläufst Zimmer um Zimmer, wie jemand, der eine Mietwohnung besichtigt. Du trennst dich vom Leben.

„Die Welt verlässt uns lange, bevor wir für immer gehen“, zitierst du gern, vielleicht als Warnung. Die Verfolgungen machen dir zu Hause immer noch zu schaffen. Du wanderst durch deine Ängste, die Hände hinter dem Rücken, balancierst einen Kopf, dessen bitterer Inhalt so in Aufruhr ist, dass er fast überfließt. Du trägst ein dickes Bündel auf dem Rücken und das beunruhigt dich. Das Gewicht sorgt dafür, dass du für das Durchqueren des Flures länger brauchst als für das Erzählen deiner Lebensgeschichte.

Wir betreten das Gebäude vor den überraschten Augen eines Leutnants und eines Ausbilders, der seine wohlverdiente Ruhepause genießt. Sie scheinen allein zu sein, aber in den Wänden wohnen Gespenster.

Die Gespenster können nicht entschädigt werden, das ist klar und wird von niemandem in Frage gestellt. Was ich bezweifle, ist, dass ich wirklich ein Gespenst gewesen bin. Aber die Formulare wissen mehr darüber als man selbst, in

dieser und in anderen Hinsichten, die für mich nicht greifbar sind.

Die politischen Gefangenen können entsprechend einer neuen Verordnung vom 24. Juni 1992 je nach Anzahl der hinter Gittern verbrachten Tage eine bestimmte Summe beantragen. Sie standen unter der Verfügung der Nationalen Exekutive, aber diejenigen von uns, die weder Gefangene noch unter der Verfügung von jemandem waren, sondern genau das Gegenteil, sind in den Archiven logischerweise nicht verzeichnet und existieren folglich nicht – wie zu beweisen war.

Die Ex-Gefangenen werden im Staatssekretariat für Menschenrechte angehört, um das entsprechende Formular auszufüllen. Die Ex-Verschwundenen werden nicht angehört, weil es im Formular nichts auszufüllen gibt, da im vorherigen Absatz bewiesen wurde, dass die Verschwundenen nicht existieren.

ANTRAG AUF LEISTUNGEN ENTSPRECHEND GESETZ 24.043

Ort und Datum

AN DIE NATIONALE ABTEILUNG FÜR MENSCHENRECHTE DES
INNENMINISTERIUMS

Der/die Unterzeichnende beantragt die entsprechend Gesetz
24.043 vorgesehenen Leistungen.

LEISTUNGSEMPFÄNGER:

Name, Vorname:

Ausweis: Art: Nr.:

Ständiger Wohnsitz:

Stadt: Provinz:

PLZ:

UNTER VERFÜGUNG DER NATIONALEN EXEKUTIVE:

Datum des Beginns Dekret Nr.

Datum des Endes

Dekret Nr.

FÄLLE VON ZIVILISTEN, DIE VON MILITÄRGERICHTEN VER-
HAFTET WURDEN:

Datum der Verhaftung

Ort:

Datum der Freilassung:
Eingreifendes Gericht:
Beweismittel:

IM FALL EINER VERHAFTUNG VOR DEM ERLASS DER NATIONALEN EXEKUTIVE ODER OHNE RICHTERLICHE ANORDNUNG

Datum der Verhaftung:
Beweismittel:

EIDESSTATTLICHE ERKLÄRUNG: Hiermit erkläre ich unter Eid, dass die oben stehenden Angaben wahr sind und ich keinerlei Entschädigung kraft eines gerichtlichen Urteils auf der Grundlage der von Gesetz 24.043 festgelegten Tatbestände erhalten habe.

Unterschrift des Leistungsempfängers oder des Bevollmächtigten – Name in Druckbuchstaben

Ich muss dem Leutnant Buchstabe für Buchstabe erklären, was wir hier machen. Mein vorgeblicher ausländischer Akzent bleibt zwischen den Kabeln und dem Tonbandgerät, die mir die Zunge verheddern, stecken.

Meinen Enkeln erstarrte die Zunge, als wir in die Vereinigten Staaten kamen. Es war ein solcher Zirkus.

Die Kinder unserer verschwundenen Kinder waren an einer Schule in New York angenommen worden. Für die Anmeldung behaupteten die Tanten und Onkel, die sich um sie kümmern sollten, die Kinder sprächen Englisch. Aber sie sprachen kein bisschen Englisch. Als ich mit den dreien hier ankomme und man sie nach Namen und Alter fragt, erstarren die Kleinen. Ich hatte Angst, dass man uns zurückschicken würde, und sagte zu dem Mann in der Einwandererbehörde: „Naja, sie haben rudimentäre Englischkenntnisse“, und er antwortete: „Ja, ziemlich rudimentär.“ Zu dem Zeitpunkt waren schon alle gegangen, ich stand allein mit den dreien da und fragte mich, was ich tun sollte.

Ich frage mich, was wir in der Situation, in die wir gerade hineinschlittern, tun sollen. Hinten, von einem Eichen-

tisch aus, der das halbe Zimmer einnimmt, unter Fenstern, die so hoch sind, dass sie einen Ausblick auf das Nichts bieten, betrachtet uns ein Zivilist aus dem Augenwinkel. An den Wänden hängen Banner, es gibt ein Telefon und bequeme Stühle. Die Gegensätzlichkeit zwischen der Gemütlichkeit des Ortes und dem, was ich über seine Geschichte weiß, weckt in mir das Gefühl, dringend pinkeln zu müssen. Während Kerrie sich vorstellt, bitte ich, gehen zu dürfen. Hinten links. Ein winziges Bad, mit einem Oberlicht aus Milchglas und einer Toilette, die zum Glück nicht defekt ist.

Defekt

Die Toilette im kleinen Bad ist defekt.

Das Küchenfenster nicht schließen: Es klemmt.

Nicht auf den Badewannenrand setzen: Die Kacheln sind lose.

Die Hintertür lässt sich nicht öffnen: Das Schloss ist kaputt.

Die Waschmaschine nicht benutzen: Sie leckt.

Nicht mehrere Lampen gleichzeitig einschalten: Die Sicherungen fliegen raus.

Bevor ich mein Gepäck in mein Lieblingszimmer, das von Gerardo, stellen kann, reichst du mir ein Blatt Papier, sorgfältig mit Hand beschrieben. Die Zusammenfassung deines neuen Kapitels über humanistische Philosophie, tippe ich, das neue Produkt deiner langen meditativen Stunden. Einen solchen Empfang hatte ich nicht erwartet! Ich danke dir, bevor ich einen Blick darauf werfe. Ich gehe zum Fenster, öffne das Oberlicht, damit etwas Licht hereinkommt, und lese die Liste. Ein detailliertes Bild des Verfalls, der – anonym und verheerend – in deiner Gegenwart an Boden gewinnt.

Hast du vergessen, dass du Architekt bist? Nein, diese Schäden lassen sich in deiner Welt schon nicht mehr beheben. Die Zerstörung umfasst alles und man muss beim Umhergehen höchste Vorsicht an den Tag legen, um das prekäre Gleichgewicht des Gebäudes nicht zu stören. Gleichge-

wicht? Es gibt schon keine Balken, keine Pfeiler, keine Säulen mehr, die irgendetwas stützen würden. Dein Leben treibt in einer Ungewissheit daher, auf die mehr und mehr Zweifel einprasseln, Probleme, die sich reihenweise vervielfachen, aber nicht in einer endlosen Reihe. Es handelt sich eher um eine Kettenreaktion, die am Schluss explodiert. Mich erschöpft es, konkrete Vorschläge zur Lösung der einzelnen Glieder zu machen: Verkaufen wir die Wohnung, ruf den Klempner, lassen wir einen neuen Schlüssel anfertigen. Es gibt keinen Schlüssel, der in dein Schloss passt. Und noch immer erkenne ich nicht, dass es genau das ist, was mit dir geschieht. Ich rege mich auf, weil du nicht mit mir zusammenarbeitest. Ich verkleide meine Sorge als Verärgerung. Mich verärgert meine Verärgerung. Ich gehe raus, um eine Vogelscheuche für den Zorn zu suchen, und lasse dich allein.

Ich bin alleine auf der Toilette, nirgendwo sehe ich eine Kamera. Ich würde die elektronische Pracht, die ich bei mir trage, gern ins Klo werfen, begnüge mich aber damit, sie ganz unten in meine Tasche zu packen. Ich stecke mir meinen Ausweis in die Unterhose, mir fällt kein sichererer Ort zum Verstecken meiner Identität ein.

Du hast deine Identitätszeichen versteckt, um dich zu schützen, und findest sie jetzt nicht mehr wieder. Seit drei Jahren ist Mama nicht mehr da, und man merkt dir ihre Abwesenheit an. Du bist deinem Schicksal genauso ausgeliefert wie der Schreibtisch, genauso düster wie die Nachtschlampe. Du versuchst zu lächeln, aber deine Muskeln reagieren nicht darauf. Du gehst mit mir durch die Zimmer: Die Dinge sind dieselben, aber jetzt hat sich eine überflüssige Schicht bedrückender Zeit auf sie gelegt. Die Mühe, die es mich kostet, die Sorgen zu verdrängen, lässt meine Nerven flattern.

Ich weiß nicht, was ich mit meinen Nerven machen soll, die einen unvermeidlichen Kurzschluss erleiden, als ich bei der Rückkehr von der Toilette höre: „Sie schreibt ein Buch.“

Nie wieder

Die Bücher helfen mir dabei, Zeit und Ängste totzuschlagen, vor allem, wenn ich in einer Schlange stehe. Im Staatssekretariat für Menschenrechte öffne ich *El río sin orillas*, der Fluss ohne Ufer, von José Saer. Der Blick des Bärtigen, der vor mir wartet, fällt auf den Titel. Interessiert er ihn? Ich bin kurz davor, ihm zu erklären, dass es sich um diesen verlogenen Fluss handelt, den Río de la Plata, unser angeblich süßes Meer. Eine Chronik dieses in Wahrheit so bitteren Flusses, bevölkert von einer gewaltigen Menge umhertreibender Leichen. Das Gespräch von drei Sekretärinnen, die im Takt des Klatsches und Tratsches des Tages Kekse kauen, vermag mehr als meine Lehrabsichten. Die Minuten ziehen sich so sehr, dass sie zu zerreißen drohen; daher frage ich meinen Nachbarn, ob eine dieser Frauen für die Wartenden zuständig sei. Er erklärt mir, dass sie im anderen Zimmer Aussagen aufnahmen und dass diese Aufgabe von einer einzigen Person ausgeführt werde.

„Aber ich bin nicht gekommen, um eine Aussage zu machen, sondern um etwas zu fragen!“

Er empfiehlt mir, nicht lockerzulassen, andernfalls könnte ich den Rest des Tages hier verbringen. Eine Frau, die ihre Zeugenaussage gemacht hat, kommt heraus, mit verweinten Augen. Sie ist eine ehemalige politische Gefangene, die nun die Zahlung der staatlichen Entschädigung in die Wege leiten will.

Ich bin nur gekommen, um bestätigt zu bekommen, dass ich nicht auf der Liste der Leute stehe, die unter der Verfügung der Nationalen Exekutive standen und daher einen Anspruch anmelden können. Als ich näherkomme, ruft mich die Sekretärin zusammen mit dem Bärtigen zu sich. Bevor ich mich setze, erläutere ich meinen Fall und buchstabiere meinen Nachnamen. Während sie ihren Aktenordner voller Namen durchgeht, dreht der Typ sich zu mir um und schaut mich an.

„Kam Ihre Zeugenaussage im *Nunca Más*-Bericht vor?“

Ich habe mich noch nie auf traurigere Weise berührt gefühlt.

„Ja“, stammele ich, verwirrt durch diese Frage, welche die fruchtbaren Beweise meiner Nicht-Existenz zunichtemacht. Sofort erwacht meine Neugierde, eine Angewohnheit, die bei mir noch tiefer sitzt als der theologische Zweifel.

„Haben Sie ihn gelesen?“

Der Todesstoß lässt nicht auf sich warten.

„Ich habe Ihre Aussage transkribiert. Heißen Sie Noemi?“

„Nora. Ich glaube, Noemi kam auf der gleichen Seite vor. Was für ein Gedächtnis! Haben Sie alles niedergeschrieben?“

„Nein, nur Teile davon.“

„So ein Zufall!“, wiederhole ich wie benommen, während er mir die Hand gibt.

Ich schaffe es so gerade, sie zu nehmen und ihn wie einen alten Freund anzusehen, den ich nach Jahren fast nicht wiedererkenne. Durch die Wirkung dieser unvorhersehbaren Aussage, die so plötzlich meine Existenz bestätigt, in Schwindel versetzt, verlasse ich das Büro. Als ich die riesige Tür mit dem Glasausschnitt und den ausgebleichenen Vorhängen zuziehen will, lähmt mich ein völlig irrationaler Zweifel. Werde ich meine Schritte hören, wenn ich gehe?

Vernehmung

Ich mache ein paar feste Schritte von der Toilette zurück in Richtung Zimmer, in der Hoffnung, Kerries Aufmerksamkeit zu erregen und das Gespräch zu unterbrechen. Ihr Kreuzzug für Gerechtigkeit hört nicht auf: Die Wahrheit, nur die Wahrheit, nichts als die Wahrheit. Und sie erzählt ihnen von ihrer Radiosendung über die Mütter von der Plaza de Mayo. Verschling mich, Erde, verschling mich endlich! Der Offizier tätigt einen Telefonanruf und erklärt uns in aller Ruhe durch seinen dichten und sorgfältig gepflegten Schnurrbart:

„Sie werden abgeholt und zum Eingang gebracht.“

Sie bringen dich bis zum Ausgang der Welt, Gerardo, und lassen nicht zu, dass ich mich verabschiede. *Lebe wohl, grau-*

same Welt, dich sehe ich nie wieder / ich werde sagen, dass ich dich nicht kannte ...

Hast du beim Abschied gesungen? Stimmt es, dass der Tod blau ist, rot ist und aus Stille besteht?

Sie gaben uns nicht viel Zeit, um zusammen zu sein, aber zusammen zu sein ist nur eine Redensart. Für die kleine Schwester verlangt das Leben definitionsgemäß einen großen Bruder. Ich bleibe ohne meine Grundprämisse zurück, spiele mit dem Schatten deiner kurzen Hosen auf der Leinwand der Sehnsucht. Dem Schatten eines frechen Blickes, der sich über alles lustig macht. Du hast sogar wie ein Sieger gelacht, als dein Knie operiert wurde. Aber warum, wenn das Asthma doch schon Grund genug war, vom Wehrdienst freigestellt zu werden?

Sind sie wohl Wehrdienstleistende, diese kleinen Bleisol-
daten, die uns abholen?

„Ver-neh-mung“, flüstere ich Kerrie zu.

Ich habe mir mehrere gefährliche Vernehmungen durch meine Kaltblütigkeit erspart. Einmal in Paley an der Ecke Corrientes und Boulogne sur Mer bereitete ich gemeinsam mit anderen Kameraden einen Bericht vor. Wir waren etwa fünf Leute am Tisch, drei davon bewaffnet. Die Waffe lag in der gepanzerten Brieftasche mit einem Stahlblech, das als Schild diente. Sonst nichts. Plötzlich kam ein Trupp Polizisten herein und blockierte beide Türen. Das Café war voll und sie fingen an der weiter entfernten Tür an, die Leute aufstehen zu lassen, sie auf Waffen zu durchsuchen, nach ihren Ausweisen zu fragen. Tisch für Tisch, einer nach dem anderen, und wir saßen da, wie erstarrt, während der Offizier umherlief. Als er zu uns kommt, sage ich zu ihm: „Ey, Mann, die da müsst ihr bis auf die Unterhose durchsuchen, ne, die ... die stecken da ganz tief drin.“ Der Kerl lächelte.

Sie treten an den Tisch neben uns – „Ausweise!“ –, lassen die Leute aufstehen, tasten sie nach Waffen ab, gehen zum nächsten, dem dahinter, dann zum nächsten dahinter. Als sie mit dem letzten fertig sind, raunen wir mit zusammengebisse-

nen Zähnen, dass sie nun hierher kämen. Der Offizier geht an uns vorbei, grüßt mich, nickt mir zu und geht.

Sie wissen nie etwas

Der Offizier übergibt uns den Jungs. Um mich zu beruhigen, konzentriere ich mich auf ihre Feldanzüge.

Grün, grün, grün sind alle meine Kleider ...

Stiefel, Kappen, vor allem große Waffen. Wir überqueren eine Brücke und gehen weiter durch eine Miniaturstadt, makellos mit ihren alten Gebäuden und gepflasterten Gassen.

Die gewissenhafte Instandhaltung der weißen Gebäude und der Holzjalousien spiegelte das Bild wider, das die Männer der Kriegsmarine von sich selbst hatten: Ihre Überlegenheit über ihre Stiefverwandten beim Heer. (Andersen, *Dossier Secreto*)

„Bathurst“ steht auf einem Schild.

„Komisch, sie haben die Namen gar nicht geändert nach dem Falklandkrieg.“ Kerrie versucht, Konversation mit einem Soldaten zu betreiben, der ins Leere blickt und sein Gesicht von der Stimme abwendet.

Sie wissen nie etwas und haben keine Meinung.

Als das von den Falklandinseln bekannt wurde, kam es zu einem Aufruhr. Alle wollten kämpfen, und in unserem Trakt waren wir nur zwei, die anderer Meinung waren und es für Unsinn hielten. So gut wie alle waren für den Krieg. Ich glaube, dass nicht einmal zehn Prozent des Gefängnisses klar war, dass es sich nicht lohnte, dass es eine wahnsinnige Dummheit war.

Zu allem Übel stellten sie den Fernseher und das Radio auch noch in den Gang, damit die Gefangenen die offiziellen Nachrichten hörten. Ein Journalist im Fernsehen schlug die Leute mit der Aussage in den Bann, dass unser Land den Krieg gewinne. Angesichts dieser Nachrichten war die Euphorie enorm. Wir galten als Verräter: Nicht nur, dass wir nicht kämpfen wollten,

wir bezeichneten sie auch noch als eine Horde Verrückter, die fest entschlossen war, einen Krieg vom Zaun zu brechen, der niemals gewonnen werden konnte. Ganz abgesehen davon, dass sie einen Militär unterstützen, Galtieri! Am Ende ging eine Liste herum, für Freiwillige, die in den Kampf ziehen wollten. Sehr viele Gefangene trugen sich ein. Sie gingen im Endeffekt zwar nicht in den Krieg, aber sie formulierten einen Vorschlag, hielten Treffen mit den Leitern der Haftanstalt, mit ein paar Militärs ab, um ihnen zu sagen, dass sie entschlossen seien, an die Front zu gehen. Galtieri zu unterstützen wurde als kleinerer Widerspruch betrachtet, ein internes Problem Argentiniers. Großbritannien stand für den Imperialismus, also konnten wir uns dagegen verbünden. Alle Argentinier gegen die Engländer. Bis die Nachricht von der Niederlage eintraf.

Auch heute ist Mittwoch

Kerrie redet weiterhin über die Falklandinseln, über die Niederlage und wer weiß worüber noch. Ein meisterhafter Monolog. Mein Adrenalinspiegel steigt direkt proportional zum Quadrat der Distanz, die wir zurücklegen. Verschwinde, Ockerfarbe der gedopten Körper!

„Wie haben Sie die schlafenden Personen zur Tür bekommen?“

„Zu zweit.“

„Haben Sie sie gezogen?“

„Wir haben sie zur Tür getragen.“

„Und sie haben weitergeschlafen.“

„Tief und fest. Niemand hat im Geringsten gelitten.“

.....

„Gibt es Untersuchungen darüber, an welcher Stelle...?“

„Die sollte es geben. Ich glaube, ja. Draußen auf dem Meer.“

„Wie viele Personen, schätzen Sie, sind auf diese Art und Weise ermordet worden?“

„15 bis 20 jeden Mittwoch.“

„Über welchen Zeitraum?“

„Zwei Jahre.“

„Zwei Jahre, hundert Mittwoche: zwischen 1 500 und 2 000 Personen.“

„Ja.“

(Verbitsky, *El vuelo* [Interview mit Scilingo])

Auch heute ist Mittwoch. Sie lassen uns etwa zehn Minuten durchs Freie laufen. Es ist Winter, die Kälte steigt von den Füßen in den Rücken, auf und ab, auf und ab, pausenlos.

Du bist in deinem Zimmer auf und ab gegangen, Gerardo, als wolltest du dir selbst entkommen, denke ich nun, da ich die Szene noch einmal durchgehe. Und ich studierte wie eine Idiotin meine unendlich dicken Philosophiebücher. Total geistesabwesend.

Das karierte Hemd halb aus der Jeans hängend, ein schwarzer Gürtel. Du hast dir noch nicht einmal die Jacke ausgezogen, deine dicke ultramarinblaue, die wie angegossen sitzt. Wenn die Jacke dich nicht beschützt, wer dann? Du blickst aus dem Fenster, um zu sehen, ob sie dir folgen, und das macht mich nervös.

„Warum gehst du nicht einfach, Gerardo? Die von der Sochnut können dich nach Israel schicken, das ist doch schon mal etwas.“

„Ohne Standesamt gibt es keinen Flughafen. Kapierst du nicht, dass Graciela goi ist? Um nach Israel auswandern zu können, müssen wir heiraten, und um zu heiraten, müssen wir Zeit haben.“

Du hattest keine Zeit. Deshalb nehme ich mir die Zeit, dem Vielleicht deiner Schritte nachzuspüren.

Die Costa Dorada

Meine Schritte führen Gespräche mit weißen Fassaden, gepflasterten Straßen, Laternen, Hauseingängen, Molen, Ziegeldächern, Balkonen mit Blumen. Ich betrete diese Bürger-

steige zum ersten Mal, doch trotzdem kenne ich das Vokabular ihrer Gerüche und Geschmäcker. Wir öffnen die Tür eines Hauses mit einem eigenen Namen: „Die sechs Bögen“. Die Tür zu deinem neuen Leben in Katalonien, Andrés, schließt die offene Lücke, entstanden durch das Gelb deiner Briefe, in die ich seit meiner rasenden Schlaflosigkeit in Jerusalem eintauche. Du hast den Rückzug aus dem Nahen Osten angetreten, seit man dir gegenüber das Wort „Heer“ erwähnte. Der israelische Pass hatte seinen Preis, einen zu hohen für den Wechsel der eigenen Haut. Warst du vielleicht dieses Schreckgespenst mit dem kurzen Haar, ohne Bart und Brille? Wolltest du dich dieser fremden, rechteckigen Gegenwart im Halbprofil fügen? Dieser Unterschrift von rechts nach links mit Haken-Konsonanten und Punkt-Vokalen? Diesem Klang, rauer als dein argentinischer Name, der für sie zu südamerikanisch war? Nachdem du hin- und herüberlegt hattest, vollzogst du eine kopernikanische Wende: Du tauchst in einem Umschlag mit einer Briefmarke aus einer anderen Galaxie auf, glücklich über die rote Zunge des Briefkastens, die deinen Umzug nach Barcelona ankündigte. Das Wort „Spanien“ ist das erste unbewegte Bewegende, der eine Kette von Ereignissen auslöste. Ich brauche nicht lange, um zu packen. Jetzt lebst du an der Costa Dorada, die durch das Zugfenster am Horizont auftaucht: Sitges.

„Die Züge, die auf Perron zwei ankommen, fahren in Richtung Sitges weiter.“ Aus dem Lautsprecher erklingen seltsame Worte. Perron, was ist das?

„Hey Mädels, hier wird eben Spanisch gesprochen.“

Perron heißt Gleis. Allein die Verwendung eines Synonyms sorgt dafür, dass sich mein Spanisch aus dem Staub macht. Welch eine Art und Weise, sich durch die Kurven und Abgründe der Sprache zu schlängeln, ohne auch nur zu ermüden! In diesem Land leidet meine Sprache nicht an Lähmungserscheinungen.

Ich weiß nicht, in welcher Sprache ich diesen vier eleganten Männern, die uns so nett eskortiert haben, sagen soll,

was ich denke. Wie immer finden sie die Worte vor mir, wie immer im Imperativ einer jeden Sprache.

„Meine Damen, warten Sie hier.“

Sie müssen warten

„Meine Dame“, sagt er, „wir haben Schwielen an den Händen, weil wir so viele verstorbene Verwandte zu Grabe getragen haben.“ „Oberst“, antworte ich, „Sie haben Schwielen an den Händen, aber Sie haben die Gräber. Wir Mütter haben auch Schwielen an den Händen, weil wir so oft nach Unterlagen gesucht haben. Aber wir haben keine Gräber, weil Sie dafür sorgten, dass wir keine haben.“

„Sie haben zu warten, bis man Sie aus dem Büro aufruft“, teilt uns ein Rekrut in Marineuniform mit. Ich weiß nicht, wie ich das Schweigen durchbrechen soll, das seine Worte wie eine Drohung umgibt.

Im Gefängnis versuchten wir, das Schweigen zu durchbrechen, die Kommunikation mit den anderen aufzunehmen. Bis dahin wusste ich nicht, was es heißt, im Morsecode zu sprechen, aber man erschafft sich ein Vokabular. Wir erfanden eine Methode, durch Klopfen miteinander zu sprechen, ganz rudimentär. Für ein Z musste man 33 Mal klopfen! Es wäre einfacher gewesen, Rechtschreibfehler zu machen und statt einem V ein F zu nehmen, oder? Dann wies uns ein Gefangener darauf hin, dass ein mit der Öffnung gegen die Wand gepresster Krug als Mikrofon, als Verstärker diente, und so konnten wir miteinander reden. Du sprichst dadurch und kannst auch damit hören. Ich habe im Gefängnis gelernt, im Morse-Code zu sprechen, stumm ... was weiß ich, alles. Es ging darum, nicht von der Kommunikation abgeschnitten zu sein, denn das war eines der schlimmsten Probleme für die geistige Gesundheit. Also haben wir miteinander gesprochen.

Wir sprechen miteinander, nur auf Englisch. Kerrie sagt immer wieder, dass sie uns jeden Augenblick gehen lassen würden. Eine Kanadierin kann definitionsgemäß nicht verstehen, wie das Leben unter dem Kreuz des Südens abläuft. Es ist die Rückseite ihres Mondes, sie kann sie nicht sehen.

Sitges

Wenn man aus Israel kommt, ist Spanien die Rückseite des Mondes. Und so wie man auf dem Mond eine Flagge aufstellt, lasse ich die vierzig Kilogramm meiner aufeinanderfolgenden Heimatstätten in deinem Zimmer in Sitges niedersinken. Ich verteile Bücher, lasse die Hausapotheke, die Bazillen und trübe Gedanken bannt, in die Regale einmarschieren, halte das Fenster frei, damit das Mittelmeer die Wände und Bilder überfluten kann. Trotz meiner Talismane legt sich ein drückendes Gewicht auf meinen Körper. Ich weiß nicht, was mit mir geschieht, mein Gedächtnis schmerzt. Die Flut von Stimmen, die mich unisono um etwas bitten, steigt. Stimmen im Chor, ein Geheule in dissonanten Reimen, kontrolliert von einer weiteren, übergeordneten Stimme: derjenigen, die die Vernehmung führt.

Die Wahrheit sagen

„Sie werden uns vernehmen“, erkläre ich flüsternd, „und unsere Versionen sollten übereinstimmen.“ Sie appelliert an die Logik: Bei der Wahrheit bleiben. Vielleicht hat sie Recht. Schließlich haben wir kein Verbrechen begangen. Aber im Recht zu sein und der Terror sind zwei grundverschiedene Dinge.

„Please, Kerrie, don't mention the Mothers again.“

Wir Mütter hielten vor der ESMA einen Aufmarsch ab. Wir kamen mit etwa zwanzig Frauen, um sie als Mörder zu bezeichnen und auf den Boden zu schreiben: „Hier wurden Menschen eingesperrt, gefoltert und ermordet.“ Und wir verteilten Flug-

blätter an die vorbeifahrenden Minibusse. Alle machten große Augen. Als die Typen der ESMA sahen, dass sich Frauen mit Kopftüchern näherten, lachten sie erst, dann wussten sie nicht, was sie tun sollten, dann machten sie sich über uns lustig und dann wurden sie nervös. Wir erregten durch unsere Rufe Aufmerksamkeit, und ein paar Jungs, die aus der Schule kamen, lachten zuerst über den Aufstand, den wir da machten, aber dann kamen sie herüber und blieben bei uns: Sie wollten herausfinden, worum es ging. Und wir erklärten es ihnen.

Ich halte das für sehr wichtig, denn diese Jungen werden die offizielle Geschichte nicht hinnehmen. Wenn sie groß sind, werden sie sagen: „Nein, wir waren bei diesen Frauen, und wir wissen, dass sie nicht verrückt waren.“

Da die ESMA mehrere Eingänge hat und wir von einem zum anderen gingen, entschieden sich die Uniformierten dafür, innerhalb des Zauns mit Gewehren neben uns her zu laufen, für den Fall der Fälle. Wir waren uns sicher, dass nichts geschehen würde, aber stell dir mal vor: Drinnen auf der Stelle marschierend die jungen Leute der Marine und draußen die alten Frauen, die nach ihren Kindern verlangten.

Einer von ihnen trat von seiner Seite aus an den Zaun und rief: „Was ist los, warum so ein Aufstand?“ „Ach! Wissen Sie nicht, was passiert ist?“ „Nein ... es stimmt zwar, dass es Gefangene gab, aber ...“ Da sagte eine Mutter, weiterhin im Tonfall der Unschuld, zu ihm: „Ich erzähle Ihnen mal, was passiert ist.“ Und sie fing an, ihm zu erläutern, wie Menschen gefoltert wurden, wie sie ermordet wurden, all die Dinge, die wir wissen. Sie erwähnte sogar einen Wassertank, den sie dort hatten: Er wurde benutzt, um Gefangene hineinzustecken. Und der Kerl hörte lächelnd zu.

Die lächelnden Marinesoldaten trauen uns nicht, weil wir miteinander flüstern, weil wir den Eingang gemieden haben und weil wir aus dem Nichts aufgetaucht sind, um seltsame Fragen über eine weit zurückliegende Vergangenheit zu stellen, an die sich niemand mehr erinnert.

„Am Tag der Verlegung war die Stimmung sehr angespannt. Sie fing an, die Häftlinge nach Nummern aufzurufen“, erinnerten sich verschiedene ehemalige Gefangene-Verschwendene aus der Escuela de Mecánica de la Armada ... [Die Häftlinge] wurden in die Krankenstation im Keller gebracht, wo ein Krankenpfleger auf sie wartete und ihnen eine Injektion verabreichte, die sie einschlafen ließ, sie aber nicht tötete. So ... wurden sie durch den Nebeneingang des Kellers hinausgebracht und auf einen Lastwagen geladen. Im Tiefschlaf wurden sie zum Flughafen gebracht und in ein Flugzeug verfrachtet, das Richtung Süden flog, auf das Meer hinaus, wo sie lebend hinausgeworfen wurden.“ (Andersen, *Dossier Secreto*)

Sie werden es aus uns herauskitzeln, sie wollen wissen, was wir hier machen. Sie tun gut daran, uns nicht zu trauen, wir haben niemanden um Erlaubnis gebeten, hereinkommen zu dürfen. Wir haben nach einer Möglichkeit gesucht, direkt zu den Sportplätzen zu gehen. Und wir haben es geschafft, ganz einfach.

Manchmal war es ganz einfach, sich zu retten. Einmal überquerten wir gerade eine Brücke, mit einem Kopierer und mehreren Pistolen in einem großen Paket, das wir zu zweit trugen. Ich weiß nicht mehr genau, warum, aber am Ende des Tunnels stand ein Soldat wie aus dem Zweiten Weltkrieg, mit Bajonett und der kompletten Ausrüstung. Der Kerl zeigt mit dem Bajonett auf das Paket. „Was habt ihr da?“, fragt er. „Einen Kopierer und ein paar Pistolen“, antworte ich. Da lacht der Kerl und gibt uns ein Zeichen, weiterzugehen. „Los, geht schon!“ Es war ein Einfall, der aufging. Und hätte er das Paket geöffnet, hätte ich schließlich zumindest nicht als Lügner dagestanden.

Zumindest lügen sie uns nicht an. Sie informieren uns darüber, dass wir zu allererst von der Bundespolizei vernommen werden müssen, weil wir uns über ihre Sicherheitssysteme hinweggesetzt haben.

Die Sicherheitsleute kommen auf uns zu und fragen uns, wo wir schlafen. „Wir haben keinen Schlafplatz“, sagen wir ihnen. „Wir hatten überlegt, uns einen an der Eisenbahnstrecke zu suchen.“ Da nehmen sie uns mit.

„Kommen Sie, kommen Sie, das Problem lösen wir“, sagt ein Unteroffizier, und wir wissen nicht, ob das heißen soll, dass er uns festnimmt. Wir folgen ihm und er lässt uns in einem Klassenzimmer der Polizeischule schlafen.

Dort bleiben wir, zwischen Tafeln, Bänken und Uniformen. Am Tag darauf lädt er uns ein, durch Taft del Valle zu wandern. Wir sind davon nicht sonderlich begeistert, doch wir stimmen zu. Beim Aufstieg steht eine Kuh auf dem Weg. Der Kerl scheucht sie an die Seite, zieht die Pistole aus dem Halfter, zielt auf den Kopf und schießt. Damit bereitet er der Kuh und unserer Ruhe ein Ende. Und er macht sich über uns lustig, als wir ihn mit einem Ausdruck der Abscheu ansehen.

Mit völlig unschuldigem Gesichtsausdruck erklären wir den diensthabenden Vernehmungsleuten: „Wir haben uns wirklich nicht über irgendetwas hinweggesetzt, sie haben uns das Tor geöffnet und es hinter uns mit einem Vorhängeschloss verschlossen. Sie haben uns hereingelassen, ohne eine einzige Frage zu stellen.“

Kirjat Schmona

„Frag!“

„Ich frage: Was bedeutet ‚lehistakel‘?“

Du zeichnest die Karikatur eines Zwerges mit einem Penis in Form eines Knüppels. Eine Frau betrachtet ihn mit weit aufgerissenen Augen.

„Anschauen.“

„Mea chuz, chavera“, zehn Punkte, Freundin.

Patricia und Nora erstellen hunderte illustrierter Karten mit den wichtigsten Verben des Hebräischen. Sie verschlucken sich vor lauter Gelächter an den Rs und vergessen für eine Weile, dass in Kirjat Schmona eine durch Gongschläge

regulierte Monotonie gelebt wird. Gesprächsstunde Gong Mittagessen Gong und so weiter Gong Gong Gong. Gongschläge, um andere Geräusche, die durch die Landschaft streifen, zum Schweigen zu bringen.

Nach der Rückkehr von einem Spaziergang liegt die Stadt im Dunkeln da, die Straßen sind menschenleer. Bevor ich weiß, wie mir geschieht, zieht mich jemand in den Schutzraum, wo Nesia, die Lehrerin, unbeirrt den Unterricht über unregelmäßige Verben fortsetzt. Das Gebäude gerät ins Wanken, man hört das Echo von Schüssen, die Erde stöhnt. Nesia errichtet die Tafel ihrer Gleichgültigkeit direkt vor unseren Nasen. Das ist ansteckend. Als wir hinausgehen, sehen wir, wie die Soldaten eine Katjuscha-Rakete entschärfen, eine Bombe, die nach einer langen, aber raschen Reise aus dem Libanon hier gelandet ist. Sie scheint sich in unsere Straße eingegraben zu haben. Ein schwarzes Loch im Asphalt unserer Lektion zum Thema „schnelles Lernen“.

„Wir sind so schnell hereingekommen, dass ich mich an die Details nicht erinnere. Ein LKW-Fahrer in Zivil fuhr einen Lastwagen, der von der Armee zu sein schien. Er stieg aus, öffnete uns das Tor und schloss das Vorhängeschloss hinter uns. Wenn Sie die Polizei rufen, rufen wir bei der kanadischen Botschaft an, um Zeit zu sparen“, sagen Kerrie und ich im Duett.

Florenz

Man spart nicht immer Zeit, wenn man eine Botschaft anruft. Gelegentlich ergeben sich direktere Wege in ein Land, die um Ecken, in Winkeln oder durch Gärten verlaufen.

In diesem Garten las ich Onetti, und er bewahrte mich unter dem Schatten einer Schlingpflanze vor der Ungewissheit, in die mich *Leichensammler* stürzte. Ich wusste nicht mehr genau, ob ich mich in Florenz oder in Santa María befand, ob ich auf Gabriel wartete oder ob ich in einer Fantasiestadt gelandet war. Ich wusste nur, dass das Buch andere,

durchdringendere Probleme, die meinen Schlaf beeinträchtigten, besänftigte.

„Ti va di bere un cappuccino?“

Ob ich einen Cappuccino trinken wollte? Warum nicht? Zum ersten Mal seit einer Woche unterbricht jemand mein eisernes Vorhaben, mich mithilfe von gedruckten Buchstaben der Realität zu verweigern. Plötzlich weckt mich ein lauer Vormittag voller Weinstöcke und Hügel, und ich nehme die Einladung dieses Mannes – vermutlich der Besitzer dieses Anwesens – auf einen Kaffee an. Das Problem ist, dass die Unterhaltung mich verpflichtet, meine Seifenblase gegen eine Welt einzutauschen, die Erklärungen erbittet: Woher ich komme, wohin ich gehe. Es ist schwierig, Konversation zu betreiben, wenn man die Ränder der Gegenwart meidet. Wie sage ich ihm, dass die Vergangenheit und die Zukunft Grenzen sind, für die ich keinen Pass besitze?

Carlo beharrt: „Cosa facevi prima de venire?“

Was ich getan habe, bevor ich herkam? Ich weiß nicht einmal mehr, wie ich die Grenze zu dieser gemütlichen Villa überschritten habe. Ich erinnere mich nur daran, dass ich auf der Suche nach Zuflucht die Anweisungen des Freundes, auf den ich rauchend warte, befolgt habe. „Bevor ich herkam“ ist ein völlig fremdes Konzept für mich, meine Neuronen können es nicht fassen. Er hingegen kann mir ein präzises Bild seines Lebens zeichnen: Er ist Professor an der Universität in British Columbia. Jeden Sommer fliegt er nach Florenz, um seine Mutter zu besuchen, und im August fliegt er nach Vancouver zurück, um Literatur zu unterrichten. Ein Leben bestehend aus Rhythmen, aus Kreisläufen, vorhersagbar wie die Jahreszeiten. Von seiner Position der gesammelten Gewissheiten aus befragt er mich erneut, und dieses Mal beschließe ich, das Pflaster mit einem Ruck abzureißen.

„Ich habe keine Pläne, aber ich nehme das Angebot des Meistbietenden an.“

Die meisten Männer kosten die Rolle des Anführers, des Lehrers oder des Retters aus, ganz besonders, wenn sie das Spiel mit einer orientierungslosen, zerbrechlichen und

umherirrenden jungen Frau spielen. Als sich Carlo diese Gelegenheit bietet, zögert er nicht:

„Komm mit und studier in Kanada“, wirft er in den Raum wie bei einem Frage-Antwort-Spiel.

Warum widersprechen? Italiener sind in der Lage, alles Mögliche zu geloben, um die Zuneigung einer Touristin zu gewinnen. Um mit der ganzen Geschichte abzuschließen, gebe ich ihm eine Adresse, an die er das Einschreibeformular für seine so geschätzte Institution schicken kann.

„Dann kann das von Institution zu Institution geklärt werden, auf internationaler Ebene. Die kanadische Botschaft kann sich direkt mit der ESMA auseinandersetzen. Was meinen Sie?“

Kerrie stimmt zu: Endlich eine Einigung.

Ich komme mit mir selbst zu keiner Einigung, in welche Richtung es weitergehen soll. Von Israel nach Spanien: Treffen mit Andrés, der sich nicht als der Mann meiner Träume herausstellt. Von Spanien nach Italien: Treffen mit einem Mann, der mich dazu ermuntert, in Kanada zu studieren. Von Italien nach Brasilien: Treffen mit meinen Eltern, um ein neues Jahr zu begrüßen, das weder ein gutes noch ein ungerades ist: 1980. Von Brasilien nach England: Geplantes Treffen mit Patricia, meiner Doppelgängerin. Diese Flüge kommen mich in jeder Hinsicht teuer zu stehen, aber auf dem Konto meiner Erinnerungen werden vor allem die Ausgaben im Bereich Enttäuschungen verbucht.

London

Die Fluglinien machen den Passagieren, die nicht den üblichen Routen folgen, das Leben schwer. Mein Kontinente übergreifendes Treffen mit Patricia hat keinen festen Termin. Es bewegt sich zwischen dem 15. und dem 18. Juli 1981. Da du aus Jerusalem kommst und ich aus Rio de Janeiro, fällt der Treffpunkt auf London. Ich komme am Abend des 17. an. In einem lärmgefüllten Bahnhof wähle ich deine Nummer.

„I'm sorry, Patricia is gone“, teilt mir ein englischer Akzent mit.

Wie soll ich dieser anonymen, verlogenen Stimme Glauben schenken? Wie diese unverschämte Aussage ertragen, die es wagt, die Information so zu verdrehen? Ich rufe noch einmal an.

„Sie ist heute Morgen gefahren. Sie dachte, du kommst nicht. Ich weiß nicht, wohin sie wollte.“

Du bist weg. Ohne eine Spur oder eine Nachricht zu hinterlassen, nicht einmal ein Stück Papier wie die, die wir in die Klagemauer steckten, um Jehova Witze zu erzählen. Ich suche nach dir und kann nicht glauben, dass du aus freiem Willen verschwindest. Das kann nicht sein. Von nun an heißt auch du Abwesenheit. Abwesenheit umgeben von Katzen, Zeichnungen, Pinseln, Gläsern und Lappen. Abwesenheit des grünen Blicks, hypnotisiert durch den Kaktus auf dem Stein, einen herrenlosen Hund, den Klang eines Tropfens auf dem Teich, Gerüchen der Straße. Abwesenheit von magischen Händen, die in der Luft Figuren erschaffen. Du hast dich ausradiert wie die Gestalten, die du an die Wände deines Zimmers gemalt hattest. Der Besitzer hat sie weiß überstrichen und es blieben fast keine Spuren zurück. Vielleicht das ein oder andere Gesicht, das durch die Farbe lugt, vergeblich darauf aus, zu überdauern.

Ich bin darauf aus, den Vernehmungseuten gegenüber den selbstgefälligen Tonfall beizubehalten, den mir die Angst eingibt, und bitte darum, einen Anruf tätigen zu dürfen. Durch die Verspätung werde ich es nicht zu einem sehr wichtigen Termin schaffen. Ich muss ihn absagen.

Toronto

Ich habe einen sehr wichtigen Termin bei einem Angestellten der kanadischen Einwanderungsbehörde. Ich bin entschlossen, mich mit meinem schlichten Englisch verständlich zu machen, doch mir wird klar, dass das Problem woanders liegt. Als das Gespräch beginnt, merke ich, dass er dem Verlauf meines Exils nicht folgen kann. Mein Weg ver-

wirrt Beamte, die eine gewisse Übereinstimmung zwischen Nationalität und Staatsgebiet gewöhnt sind.

Angestellter der Einwanderungsbehörde: „Sind Sie Nora Strejilevich?“

Nora Strejilevich: „Ja, Sir.“

A.d.E.: „Laut Ihrem Antrag sind Sie als argentinische Staatsbürgerin geboren. Korrekt?“

N.S.: „Ja, Sir.“

A.d.E.: „Und bevor Sie nach Kanada kamen, haben Sie da auch dort gelebt? Haben Sie in Argentinien gelebt?“

N.S.: „Direkt bevor ich hergekommen bin nicht.“

A.d.E.: „Wo haben Sie gelebt?“

N.S.: „Ich war in Brasilien, von dort bin ich hergekommen. Ich habe in verschiedenen Ländern gelebt. Argentinien habe ich vor fünf Jahren verlassen.“

A.d.E.: „Vor fünf Jahren?“

N.S.: „Ja.“

A.d.E.: „Und bevor Sie nach Kanada kamen, haben Sie in Brasilien gelebt?“

N.S.: „Ja, direkt, bevor ich hierher kam. Und davor war ich noch an anderen Orten, aber bevor ich nach Kanada kam, war ich dort.“

A.d.E.: „Wie lange haben Sie sich in Brasilien aufgehalten?“

N.S.: „Ungefähr acht Monate.“

A.d.E.: „Was für ein Visum hatten Sie?“

N.S.: „Nur ein Touristenvisum.“

A.d.E.: „Also haben Sie in Brasilien keinen Flüchtlingsstatus beantragt?“

N.S.: „Nein, Sir.“

A.d.E.: „In wie vielen Ländern haben Sie gelebt, bevor Sie nach Brasilien gingen?“

N.S.: „In Israel, Spanien, England und Italien.“

A.d.E.: „Und dort waren Sie nur vorübergehend?“

N.S.: „Ja.“

A.d.E.: „Und Sie haben in keinem der Länder, die Sie erwähnt haben, den Flüchtlingsstatus beantragt?“

N.S.: „Nein.“

A.d.E.: „Ich werde Ihnen jetzt die Definition von Flüchtling vorlesen, wie sie im Einwanderungsgesetz steht: ‚Als Flüchtling gilt eine Person, die sich aus der begründeten Furcht vor Verfolgung aufgrund ihrer Ethnie, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe oder ihrer politischen Einstellung, ... außerhalb des Landes, in dem sie ihren gewöhnlichen Aufenthalt hat, befindet und nicht in dieses Land zurückkehren kann oder – aufgrund dieser Befürchtungen – will.‘ Verstehen Sie die Definition, die ich Ihnen gerade vorgelesen habe?“

N.S.: „Ja.“

A.d.E.: „Können oder wollen Sie nicht nach Brasilien zurückkehren, weil Sie befürchten, aufgrund Ihrer Ethnie verfolgt zu werden?“

N.S.: „Brasilien ist nicht mein Land, sondern das Land, aus dem ich gekommen bin.“

A.d.E.: „Ich habe Brasilien verstanden.“

N.S.: „Ich habe Argentinien gesagt.“

A.d.E.: „Das glaube ich nicht.“

N.S.: „Doch.“

A.d.E.: „Doch, Sir.“

N.S.: „Doch, Sir.“

(Anhörung zum Antrag auf die Anerkennung als politischer Flüchtling. Toronto, 1982)

Ja, Sir. Ich bitte um die Anerkennung als Flüchtling, um nicht länger in den Gefilden der Landkarten zu leben, wo die Jahreszeiten und die Gemütslagen nicht zusammenpassen. Doch meine Gemütslage erhält einen Dämpfer, als man mich nach Beweisen fragt. Es gibt eine Zeugin meiner Wunden: eine Ärztin, zu der ich ging, nachdem ich aus dem „Club“ gekommen war. Ich benötige eine Aussage von ihr vor der kanadischen Botschaft. Sie sagt, sie werde das im Ausland erledigen; sie reise durch Europa und werde von dort aus einen Brief schicken. Die Zeit vergeht. Nichts trifft ein und ich habe noch einmal nach. Sie sagt, sie habe es mit ihrem

Mann besprochen und könne es nicht tun, auch wenn man ihr die größte Verschwiegenheit verspricht. Sie hat den Brief nie geschickt.

Sie schicken einen jungen Marinesoldaten mit mir zum Telefon. An der Seite seines olivgrünen Schattens gehe ich in einen Raum, in dem ich sprechen darf. Ich wähle die Nummer von James Petras, einem US-amerikanischen Soziologen, den ich an diesem Abend interviewen wollte. Als er ans Telefon geht, erkläre ich ihm – durchgehend auf Englisch und rasend schnell – dass er sich an meinen Nachnamen erinnern soll, wenn ich nicht noch an diesem Tag auftauche. Dass ich in der ESMA bin. Er kann nicht glauben, was er hört, aber er macht sich Notizen.

Sarita

Ich kann nicht glauben, was für einen Akzent ich durch das Telefon höre; jemand ruft mich in meiner Welt des Englischen auf Spanisch an. Was ist los? Man rät mir, vor einer Operation, die schon diesen Freitag an dir durchgeführt wird, Mama, nach Buenos Aires zurückzukommen. Ich werde mit den Sorgen an der Küste spazieren gehen, damit der Tau der frühen Morgenstunden sie abkühlt. Die Möwen wissen, dass ich das erste Flugzeug nehmen werde. Ein Flüchtling kann definitionsgemäß nicht in das Land zurückkehren, aus dem er geflohen ist, aber oft stimmen die Definitionen nicht mit dem Leben überein.

Im Flugzeug blättere ich deine Briefe durch. Deine Schrift weißelt in mir eine flüchtige Skulptur heraus.

6. Dezember 1983

Liebe Tochter,

es heißt, dass Michelangelo den Gesichtsausdruck seiner Moses-Statue auf der Basis des folgenden Gedankens

formte: Der Führer der Israeliten wurde durch die Entschlossenheit angetrieben, dass sein Land sich nicht selbst zerstören könne, dass es die in die Tafeln gravierten Gebote empfangen und befolgen musste und dadurch überleben sollte. Man muss nach vorne blicken, die Gegebenheiten akzeptieren, auch wenn man das Gefühl hat, einen Teil seiner Existenz zurückzulassen oder zu verlieren. Es ist wie bei einer Operation: Das kranke oder tote Organ wird herausgenommen, die Wunde vernäht, sie verheilt, und von außen sieht man nicht, dass etwas fehlt. Kurzum, „alles“ läuft weiter wie zuvor.

Alles läuft weiter, wie es sich gehört. Die Vernehmungsleute von der ESMA rufen nicht die Polizei, aber sie bringen uns in ein Büro. Im Flur stehen alte Schreibmaschinen, ausrangiert. Drinnen ein Schreibtisch aus Holz, Gemälde mit Freigatten und hohen Wellen, ein paar Karteikästen und Regale. Drei blaue Uniformen, deren feines, funkelndes, formvollendetes Lächeln mir die Luft abschnürt.

Ich versuche, mich zu entspannen, trotz der Wolken, die mich ersticken; ich suche nach Löchern am Himmel, in die ich meinen Kummer knöpfen kann. Sie nennen deinen Zustand Endstadium, aber sie sagen es nicht laut, und dieses Flüstern erdrückt mich. Es gibt Wörter, die sich in anderen verstecken wie Kieselsteinchen. Nicht einmal am Telefon wird das Wort „Krebs“ erwähnt.

Ich habe Zeitschriften dabei, die ich für medizinische Fachliteratur halte. Sie stellen sich als Militärbroschüren heraus.

Die Krebszellen besetzen, unterwerfen, zerstören. Und die Körperzellen reichen nicht aus, um den bösartigen Tumor zu vernichten. Ungeachtet dessen, wie radikal der chirurgische Eingriff ist, wird sich der Tumor weiter ausbreiten. Die Therapie besteht darin, die Krebszellen mithilfe eines Chemiewaffen-Krieges abzutöten. Es ist unmöglich, keine gesunden Zellen zu beschädigen, doch fast jeder dem Körper zugefügte Schaden wird als gerecht-

fertigt angesehen, wenn es dadurch gelingt, das Leben des Patienten zu retten.

Der Krieg und die Armee haben tatsächlich etwas damit zu tun, aber auf andere Art und Weise. Sagen wir, die Armee hat dich mit dem Wort „Verschwundener“ bombardiert.

„Das wird viele Eltern umbringen“, lautete deine Prophezeiung.

Und hier liegst du, in einem Krankenhausbett.

Es ist uns schon passiert

Am Ende öffneten sich die Knopflöcher angesichts der weisen Geste deiner Hände.

*Deine unmögliche Hand nimmt mich auf
aus gebeugten Fernen
sie flicht Routen für mich
die meine Worte akribisch wieder auftrennen.*

*Deine nächtliche Hand kämmt an meinem Morgen
durch die Erinnerung
und zwischen deinen Fingern kringeln sich süß
Locken von Versen.*

*Deine schneckenhäusige Hand zeichnet langsam
an den Kanten meiner Kindheit entlang
während ich meine Hand sehe, wie sie
das Angesicht des Schmerzes streichelt.*

Schmerzen, die durch deine einstigen Worte abflauen:
„Sei nicht länger ‚die Kleine‘, dir wachsen Flügel. Wir werden drei Wesen sein, durch beständige Liebe verbunden. Eine Einheit.“

Die drei Marinesoldaten bilden eine Einheit. Jeder scheint einen Teil des Redens zu übernehmen, doch in Wahrheit spricht die Institution.

„Wir würden gern wissen, warum Sie die ESMA durch ein Tor betreten haben, das nicht der Haupteingang ist. Stellen Sie sich vor, wir würden durch den Garten in ihr Haus kommen. Sie könnten glauben, wir seien Diebe.“

Ich bin eine Wortdiebin: Ich verwende deine Sätze, Mama, obwohl du deine Versprechen nicht gehalten hast: „Mach dir um mich keine Sorgen; ich werde trotz meiner Gespenster überleben. Außerdem kann uns nichts mehr passieren.“ *Es ist uns schon passiert.*

Daran muss es liegen, dass ihnen nie etwas passiert. Die Kommandoeinheit betrat die Häuser durch den Haupteingang und niemand misstraute ihr. Diese Herren sprechen aus Erfahrung. Dagegen wirken wir wie Hühnerdiebinnen, Anfängerinnen, Unwissende, was die Grundregeln der Straffreiheit angeht: Man muss am helllichten Tag tätig werden, ohne sich die Mühe zu machen, alle Spuren zu verwischen.

Du hast die Spur des Wortes „Krebs“ jahrelang verwischt, du hast es unter dem Kopfkissen versteckt und versucht, zu überleben, ohne viel mit mir zu reden. Als die Wahlen verkündet wurden, hast du zwar zugelassen, dass es aus seinem Versteck geholt wurde, doch ohne es beim Namen zu nennen, da es ja tabu ist. Das genehmigte Wort, „Krankheit“, wuchs so stark, dass es mir keinen Raum für Gespräche mit dir ließ. Fragen, die am Rande deines Fiebers und deiner Heilung verschluckt wurden, unterbrechen mich. Die Fragen stehen an deiner Seite Wache, zählen deine Lidschläge, deine Träume: Wie sehen die Augen des Todes aus? Lässt er dir ein Paar da, bevor er verschwindet?

Die Fragen wollen alles aufwühlen. Sie wollen lernen, was du gelernt hast, sie wollen gedreht und gewendet und beantwortet werden, aufstehen, damit du auf den Beinen bleibst, sich hinlegen, damit sie bei dir sind, dich umarmen. Die Klingeln im Krankenhaus funktionieren nicht, es kommt keine Krankenschwester; das Gewicht einer enormen Gestalt, der Patientin aus dem Bett nebenan, stürzt jedes Mal, wenn sie

aufsteht, unerbittlich auf deinen papiernen Umriss; die Ärzte halten die Termine nicht ein; Vater kann das Wort „Kraft“ in keiner seiner Schubladen finden. Der Normalfall in solchen Situationen.

Ich nähere mich deiner erahnten Ewigkeit, ohne zu wissen wie oder wann. Ich betrachte das Kopfende deiner Welt, als würde ich in einen Tempel spähen, den ich nicht zu betreten wage. Ich behalte eine Skizze deines Gesichts, das sich mit allen Antworten auf dem Kissen abzeichnet. Ich nehme dich mit nach Hause.

Wir sind die Herren über Leben und Tod

Du bist zu Hause, hast nicht einmal die Kraft, das Schlafzimmer zu verlassen, doch du willst dort bleiben, in Ruhe gelassen werden. Bis *sie* kommen, dieselben wie immer, mit ihrer üblichen Rücksichtslosigkeit. Diejenigen, deren Worte Gewicht haben, die im Namen der Wissenschaft, der Ordnung, der Religion für einen entscheiden. Wo ist schon der Unterschied?

„Ich möchte lieber einfach sterben, ich will kein Krankenhaus.“

Kein Verhör, wiederhole ich, wohl wissend, dass uns genau das erwartet. Auf die erste Frage hin bringt Kerrie noch einmal all ihrer Lieblingsthemen vor: die Menschenrechte, die Toten, der Zeitungsartikel über die Jungen, die an einem Ort wie diesem Fußball spielen. Sie spielt die Journalistin. Und ich, was spiele ich?

Ich spiele die Zuschauerin; ich habe nicht die Kraft, mich Papa zu widersetzen. Der Löwe öffnet die Tür und drei Kittel heben dich hoch niedergeschlagen gehorsam zusammengekauert in deinem Sessel besiegt bezwungen sie schleifen dich der Krankenwagen das Kreischen der Zeit wir sind am Ziel das Bett diese Augen schau mich nicht so aus diesen Augen an Machtlosigkeit auf Wiedersehen auf Wiedersehen dieses Tränenlager deine Pupillen erscheinen und verschwin-

den gleiten über mich sehen mich nicht bleib komm zurück
geh nicht deine Bewegungen immer noch bruchstückhaft
schwankend dein Arm schüttelt sich schlägt nach der Lee-
re der Schreck kratzt an mir ich werde dir das Gesicht nicht
bedecken gefangen in diesem Netz von Reflexen. Ich gehe.

*Das war gestern. Heute
spricht deine Hand schon nicht mehr zu mir
und ich betaste die Form deiner Abwesenheit
erst ein Schaudern zuvor entstanden.*

*Deshalb erfinde ich den Doppelgänger deiner Hand
hineingezeichnet in den Raum des Trostes
der Spiegel, der die Gestalt deiner Bewegungen zurückholt
aus dem Vorzimmer des Vergessens.*

Schweigen ist gesund

Gefangen im Vorzimmer der Erinnerung schaue ich sprachlos auf die gleiche Szene wie immer: Der wohlbekann- te Soldat, der von der anderen Seite des Schreibtisches aus mit mir spricht, von der absolut anderen Seite aus. Wird er am Ende sagen, es tue ihm leid, es sei ein Fehler passiert?

Aber dieses Mal kann ich auch sehen, was vorgeht, es nicht nur hören. Und was ich höre, sind unerwartete Abwei- chungen, dank Kerrie, die durch das Zitieren dessen, was in der internationale Presse über die geheimen Gefangenen- sammellager gestanden hat, ein mögliches Déjà-vu-Erlebnis zunichtetemacht. Die Marinesoldaten können ihre Überra- schung ob der Ernsthaftigkeit der Journalistin nicht verber- gen. Ist es wohl ein Fehler, dass sie auf diesen schmerzhaften Themen beharrt? Vielleicht nicht. Eine bestimmte Miene, mit der ein – nervöses? – Lächeln unterdrückt wird, erscheint jedes Mal auf ihren Gesichtern, wenn das Wort „Verschwun- dene“ ausgesprochen wird. Ich glaube, dass ihnen das Was- ser im Mund zusammenläuft, wie beim pawlowschen Hund, könnte es aber nicht beweisen.

Kerrie erzählt weitschweifig von den Müttern. Muss sie sie gerade jetzt erwähnen?

Trotz der verstrichenen Zeit drängen die Mütter weiterhin auf Gewalt, richten Schaden an, geben Beleidigungen von sich und ermuntern viele Argentinier, die Frieden wollen, dazu, eine Welt der Gewalt zu betreten. (Erklärung von Präsident Menem, 4. Mai 1994)

„Kommen Sie nicht auf die Idee, den Müttern zu glauben“, warnt mich Scheller. Außerdem sei das schon zwanzig Jahre her und ein Krieg gewesen, in dem Beteiligte beider Seiten starben.

Es ist ein Krieg erklärt worden, eine andere Art Krieg, primitiv in seiner Form, aber hoch entwickelt in seiner Grausamkeit, ein Krieg, an den wir uns langsam gewöhnten, weil es nicht leicht war, zuzugeben, dass das ganze Land zu einer abscheulichen Vertrautheit mit Blut gezwungen wurde. Dann begann der Kampf. Die Streitkräfte überwandern alle Hindernisse und boten der Offensive die Stirn. Dies ist ein Krieg zwischen dem dialektischen Materialismus und dem idealistischen Humanismus. Wir kämpfen gegen Nihilisten, gegen Agenten der Zerstörung, die als Retter verkleidet sind. Alle unsere Toten, jeder einzelne von ihnen, starb für den Triumph des Lebens. (Admiral Emilio Massera, *La Nación*, 11. März 1976.)

Hier stirbt man weder, wann man will, noch lebt man, weil man will

Für dich, Vater, starb die Hoffnung. Du schaffst es kaum noch, deinen Rundmonolog über die Skizze deiner Vergangenheit überall zu verbreiten, die fehlerhaften Federstriche in der Luft zu korrigieren. Die jugendliche Zeichnung deines Lebens bröckelte und jetzt, wo dir die Hände zittern, willst du

sie ausbessern. Die Bilanz ist mager: kein Sohn mehr, auch keine Frau, eine Tochter, die kommt, um wieder zu fahren. Du gehst nicht aus, um deine Schlaflosigkeit mit anderen zu teilen, kämpfst nicht dafür, sie öffentlich zu machen, dir fehlt der Glaube. Es hat seinen Grund, dass du diesen Abschnitt in *Rayuela* rot unterstrichen hast:

Ich glaubte nicht daran, dass eintreten würde, was ich mir erwünschte, und ich wusste, dass es ohne Glauben daran nicht einträte. Ich wusste, dass ohne Glauben daran nichts von dem eintrat, was eintreten sollte, und mit Glauben geschah das auch fast nie.

„Schenken Sie auch den Zeitungen keinen Glauben. Es gibt viele unbegründete Anschuldigungen, welche die Streitkräfte in Verruf bringen sollen, doch die ausländischen Journalisten sollten die Versionen beider Seiten hören.“

Meine Version von dir, Gerardo, ist ein massiver und ausdehnbarer Körper, der sich über den Balkon lehnt, als brauche er Platz. Ein lichter Bart, den Zigarettenstummel in der Hand und ein leichtes Lächeln, als würdest du dir selbst einen Witz erzählen, ohne dass es jemand mitbekommt. Was für ein Witz könnte das sein? Du hast mir nie auf meine Fragen geantwortet, ich war dankbar, wenn du ans Fußende meines Bettes kamst, wenn du Lust dazu hattest und auf der Suche nach einem Zuhörer und ein paar Streicheleinheiten warst. Und ich? Mach schon, erzähl es mir. Nichts. Dein Blick spricht mit mir und du schweigst.

Der Blick von Scheller – ein deutscher Nachname, wie er zwei Mal erklärt – gleitet über die Seiten von Kerries Pass, ohne Eile.

Kapitän Raúl E. Scheller: In der ESMA aktiv unter den Spitznamen „Pinguin“, „Miranda“ und „Mariano“. Im Rahmen des Großverfahrens gegen die Verantwortlichen für

die in der ESMA begangenen Verbrechen für Delikte verurteilt, die er in seiner Zeit als Offizier des Geheimdienstes in der Arbeitsgruppe 3.3 begangen hat. Er folterte Gefangene, war mitverantwortlich für das Verschwinden der französischen Nonnen Alice Domon und Leonie Duquet und hatte eine Liste, auf der stand, wohin die schwangeren Mütter und ihre Kinder gebracht worden waren.

Ich war nur eine Tochter, die ihren Vater fragte: Wohin gehst du, wann kommst du wieder? Du wirktest gefasst, entschlossen. Du wolltest in das Stadtviertel gehen, wo Onkel und Tante wohnen. Du hättest bis spät zu tun.

Abends überrascht mich ein aus einem Heft gerissenes Blatt Papier unter der Tür, mit zitternder Hand beschrieben. Ich hebe es im Dunkeln auf und setze mich, um es zu lesen. Die Buchstaben stürzen auf mich ein.

30. März 1987

Fräulein Nora,

wir bitten Sie inständig, aufgrund eines äußerst ernstesten Vorfalls möglichst schnell im Haus Ihrer Tante Rosita vorstellig zu werden, noch vor dem morgigen 31. März um sieben Uhr.

Es ist sehr DRINGEND, es hat mit IHREM VATER zu tun.

Kleine, dein Vater ... sprang ... aus dem zweiten Stockwerk hier in unserem Haus ... von der Treppe, die in den Innenhof führt ... wir haben es nicht bemerkt ... er bat den Portier, ihm die Eingangstür zu öffnen ... sie haben bei uns geklingelt ... ich weiß nicht, was ich dir sagen soll ... Du musst es bei der Polizei aussagen ... ich habe ihnen schon einiges erzählt.

Wir haben alle Zeit der Welt

In der ESMA muss ich vor einem Schreibtisch aussagen, gegenüber denen, die immer das Recht haben, Fragen zu stellen.

„Und Sie?“, brummt er und ändert dabei seinen Blickwinkel. „Wohnen Sie hier?“

„Nein.“

„Nein? Und wann sind Sie gegangen?“

„1985.“

Mir platzt fast der Kopf vor lauter mit nichtssagendem Gesichtsausdruck ausgesprochenen Lügen.

Als mir der Kopf vor lauter Nachdenken fast platzte, fiel mir in Bezug auf das, was wir Mütter suchten, etwas auf. Wir wollten Leben zurückholen, sie ihnen entreißen. Sie hingegen suchten gerade den Nebel, das Schweigen und vor allem das Vergessen.

Ich erinnere mich an einen Film über den Holocaust, die Shoah, in dem die Nazis sagten: „Schneller, schneller.“ Sie wollten schnell töten und keine Spuren hinterlassen. Die hier vor Ort wollen auch keine Spuren hinterlassen, ihr Ziel beim Verschwindenlassen von Personen ist es, dass nicht einmal der Name zurückbleibt, dass sogar der Name ausgelöscht wird.

Ich versuchte, mir vorzustellen, was eine eingesperrte, von der Außenwelt abgeschlossene Person in einer dunklen Nacht denkt, wohl wissend, dass sie wahrscheinlich niemand jemals wiedersehen wird. In etwa muss sie denken: Niemand wird jemals erfahren, wo ich bin, noch, wo sie mich töten. Sie tilgen mich aus der Welt, sie tilgen mich vollständig.

Man spürt, dass niemand weiß, wo man ist. Ich dachte mir: Irgendwann muss dieser Mensch essen, er muss nach Hause gehen, er muss leben. Sie wissen, was man denkt, denn sie sagten zu mir: „Irgendwann werde ich gehen müssen, aber dann kommt ein anderer, wir haben alle Zeit der Welt, niemand weiß, wo du bist.“

Jetzt bist du nicht mehr, Vater. Du sprangst ins Leere und deine Taschenuhr brach entzwei.

Das Konzept von jemandem

Der Marinesoldat schneidet mein Gesicht mit seinem Blick entzwei und ergreift wieder das Wort.

„Wie lautet Ihre Adresse in Buenos Aires?“

„Ich habe keine, ich bin auf der Durchreise.“

„Wohnen Sie bei jemandem?“

„Suchen Sie jemanden?“, werde ich auf dem Friedhof gefragt.

Nur weil sie ewig ist, hört diese Stadt nicht auf, eine Stadt zu sein. Mit ihren Bäumen, ihren Straßen, ihren Bürgern. Und ihrem Wachpersonal. Einer dieser unermüdlichen Aufpasser kommt auf mich zu. Er muss mich wohl am Geruch erkannt haben, nicht am Gesicht. Ich komme nicht aus diesem Stadtviertel. Ich lasse einige Zeit zwischen seiner Frage und meiner Antwort verstreichen. Ich habe Angst, sie könnte erstickt klingen. Ich versuche, die Stimmbänder so anzuordnen, dass ich einen Schrei vermeiden kann, und da erklingt schon wieder seine Stimme. Ein konisches Echo, eine Spitztüte mit Achtelnoten kitzelt mich mit ihrem Ende. Ob ich jemanden suche. Ich bin kurz davor, in Gelächter auszubrechen, aber ich halte es zwischen den Magenwänden fest. Dort soll es noch ein bisschen ausharren. Ich habe nicht vor, diesen ehrenwerten Herrn in philosophische Leckerbissen über das Konzept von jemandem einzuführen.

„Wohnen Sie bei jemandem?“, wiederholt Scheller.

„Nein, ich bin allein.“

„Haben Sie keine Familie?“

Ich werde ihm nicht erklären, dass ich den Plan mit deinem Grab verloren habe oder dass ich ihn nicht aufgehoben habe, weil das Heiligenbild auf der Vorderseite zu absurd war. Ein Jammer. Denn es ist nicht dasselbe, sich ohne dieses Frauengesicht mit Brillanten im Heiligenschein und einem Regenbogen im Hintergrund an diesen Ort zu erinnern. Sie

war perfekt: eine Jungfrau mit verlorenem Blick, die dein Fortgehen beobachtete. Warum nicht?

„Religion?“ fragten sie mich beim Ausfüllen des Formulars für die Beerdigung.

„Atheist“, sagte ich zu ihnen. „Ich will nichts: keine Leichenwagen, keine Blumen, keine Karten. Mein Vater war A-the-ist“, wiederhole ich für sie. Damit das wirklich klar ist.

„Aber das übernimmt alles die Sozialversicherung, Frau Strejilevich, Sie müssen keinen Centavo bezahlen.“

„Fräulein. Und ich will nichts.“

Ich fürchtete, du würdest dich über mich lustig machen, wenn ich der Versuchung der Rituale nachgegeben hätte. Du könntest mir inmitten der Ernsthaftigkeit deiner eigenen Beerdigung plötzlich Grimassen schneiden. Es war zu riskant, mich von der Gewohnheit verleiten zu lassen und deinen Predigten keine Beachtung zu schenken.

Derjenige, der mich verhört, schenkt meinen Erinnerungen keine Beachtung und wiederholt dasselbe mit anderen Worten: „Ehemann? Kinder? Vater? Mutter?“

Ich werde unsere Familiengeschichte auslassen, nicht, dass er noch sentimental wird.

Bei einer Beerdigung werden die Leute sentimental. Als Mama starb, warf uns eine Tante vor, wir würden ihre Asche einfach auf Staatsbesitz aussetzen. Dabei verstreuten wir sie unter freiem Himmel.

Er wird uns nicht als freie Menschen aus der ESMA gehen lassen, wenn ich nicht etwas sage, das ihn zufrieden stellt. Letztendlich werde ich wohl etwas erfinden müssen, er wird es nicht in der Zeitung veröffentlichen.

Ich habe die Beerdigung auch nicht in der Zeitung angekündigt, weil du es geschmackslos gefunden hättest, in den Todesanzeigen aufzutauchen. Eine armselige Methode, sich

zum unpassenden Zeitpunkt Bekanntheit zu verschaffen. Es findet keine Heilung der Wunden durch Zeremonien statt. Meine klaffen weiterhin auf. Der Tod und seine Volten. Ich stelle keinen Grabstein für dich auf, aber ich trage dich bei mir, in meinem Körper, meinen Nerven, meinen Füßen. Ich gehe mit dir spazieren, das hast du bitter nötig. Und auf dem Weg erzähle ich dir, wie deine eigene Geschichte ausgegangen ist.

„Das ist eine lange Geschichte“, gestehe ich dem Marinesoldaten. Kurzum, ich bin auf mich gestellt.

Ein einzelner himmelblauer Lieferwagen wird am angegebenen Ort abgestellt und zwei Kerle heben dich vorsichtig heraus. Als der Sarg herauskommt, sehe ich, wie sich ein Metallkreuz auf dem Holz abzeichnet und es in vier Stücke teilt. Ich habe schon Halluzinationen, sage ich mir, das muss eine Stützvorrichtung sein. Ich habe nichts gegen Kreuze, das weißt du. Aber es ist nicht der richtige Zeitpunkt, um sich mit dem semantischen Gewicht des Juden am Kreuz auseinanderzusetzen. Nun ja.

Es ist auch nicht der richtige Zeitpunkt, um Fragen zu stellen. Sie lassen dich hinab, bringen dich in die richtige Position, erledigen ihre Arbeit. Jede Arbeit hat ein Ende, und dann fällt der Vorhang. Bevor sie ihn hinunterlassen, geben sie mir die Karte mit der Jungfrau und einem Plan darauf, um deine ewige Ruhestätte wiederzufinden.

Ein Heiligenbildchen! Wie die, die du als Kind auf den Jahrmärkten verkauft hast! Die unvorhersehbaren Kreisläufe des Schicksals verlaufen mit ihren Symmetrien rund um uns herum, und ich kann ein abschließendes Lächeln nicht unterdrücken.

Sie lächeln. Ich frage mich, ob das Einüben dieses keimfreien Lächelns zur Ausbildung der Marinesoldaten gehört, bezweifle aber, dass diese Information in irgendeinem Verzeichnis steht.

Dein Atheismus tauchte in ihren Verzeichnissen nicht auf. Wer weder Fisch noch Fleisch ist, wird in die Kategorie der Christen eingeordnet, oder in die namens „römisch-katholisch“. Ich frage mich, in welches Fach sie dich gesteckt hatten. Du bist ohne eigenes Zutun ins Paradies gekommen. Ohne Beichte oder Kommunion, wie sie Videla so oft einnimmt, um sich seinen Platz in der Ewigkeit zu sichern. Sie haben dich dafür belohnt, das Jenseits nicht gefürchtet zu haben, und jetzt, wo du aus unseren bescheidenen, weltlichen Gefilden verschwunden bist, genießt du dein Plätzchen in Himmel.

Die Gefilde des Büros dehnen sich mit den gleichförmigen grammatikalischen Strukturen des Marinesoldaten aus:

„Haben Sie ihren Ausweis dabei?“

„Ich glaube, ich habe ihn nicht eingesteckt.“

„Würden Sie ihn suchen?“

Achtung!

„Ich suche meinen Vater. Wir haben ihn 1987 beerdigt.“

„Die von 1987 wurden geräumt.“

Sie räumen den Trakt, in dem wir sitzen, und verlegen uns in einen anderen, mit Einzelzellen, wo wir in zwei Kategorien eingeteilt wurden: in die, an deren Tür ein Schild mit „ACHTUNG!“ hing, und die, an deren Tür ein Schild mit „HALB-ACHTUNG!“ hing. Es war mit Kreide geschrieben, erinnere ich mich. Wenn an der Tür „ACHTUNG!“ stand, war ein Kerl allein in der Zelle, weil er gefährlich war, und wenn da „HALB-ACHTUNG!“ stand, saßen zwei in der gleichen Zelle. Dann wurden wir auch von dort weggebracht.

Hier gilt, wie in jeder Stadt: Wer nicht zahlt, fliegt. In den reichen Vierteln stehen prachtvolle Gebäude, mit vielen Voluten und berühmten Zitaten verziert. Die armen Viertel wie dieses sind voller gestärkter Stoffblumen, von denen sich einige an rachitische Holzkreuze drücken. Und Erde, viel

Erde. Man räumt dein Grab im ärmsten Viertel des Friedhofs, fast einem Bolzplatz, um dich wohin zu verlegen?

„Wo kann denn nur mein Ausweis sein?“, murmele ich wie ein Dummkopf vor dem ausdruckslosen Gesicht des Marine-soldaten. Ich durchsuche weiter meine Brieftasche, mit einer Miene, die besagt: ‚Ich war’s nicht.‘

„Manchmal verschwinden die Dinge wie Gespenster, oder?“, kontert Scheller, jetzt fast amüsiert.

Den Dingen ihren gespenstischen Beiklang nehmen. Ich kehre an die Küste zurück, an der meine Schiffsreise begann, in die unbewohnte Wohnung, um den Gegenständen ihr Dämmerlicht zu nehmen; um sie in den Kreislauf der Hände und der Stimmen zurückzuholen; um ihnen ihren Zweck, eine praktische Funktion zurückzugeben. Auf Wäscheleinen hängende Kleidung, von Urgroßmüttern bestickte Decken, zur Hochzeit erhaltene Kristallgläser, üppige Truhen, vor exotischen Gerüchen und Gezeiten strotzende Kleider, Körbe mit Kerzenleuchtern und eine Bibel mit silbernem Einband. Alle müssen sich wieder ins Abenteuer des Lebens begeben. Ich bin gekommen, um sie aus diesen Wänden zu befreien, von der Vergangenheit und den Sorgen. Tue ich das Richtige, wenn ich sie gehen lasse? Haben sie sich wohl an den Geruch des Eingesperrtseins in diesen, ihren Zimmern gewöhnt? Es tut mir leid, ich habe keinen Platz für sie. In welchen Beutel soll ich das Silber packen, in welche Tasche die Bibliothek, in welche Brieftasche den bronzenen Zeitungsverkäufer? Wie soll ich die Landkarten, Mäntel, Postkarten, Tafel-services, Porzellantassen, Teller, Schmuckgegenstände, Nähkästen, Partituren, Regalbretter einpacken? Da ihnen schon das glorreiche Schicksal als Kriegsbeute erspart geblieben ist, sollte ich sie auf einem fliegenden Teppich stapeln und mit ihnen über den ganzen Planeten ziehen: eine umhertreibende Kuriositätenkarawane im Kosmos. Ich, die ich ebenso ziellos umhertreibe wie ihr, fliege über die Weiten der Erde hinweg. Doch weil man Transitgebühren von mir verlangt, gehe

ich dazu über, das schäbige Metall dafür einzutauschen. Ihr werdet schon verstehen, liebe Freunde. Nein, ihr könnt nicht hierbleiben, es tut mir leid. Das wäre nicht gesund. Ich muss euch ziehen lassen. Sich an Formen, Farben, Klängen festzuklammern passt nicht zum zwanzigsten Jahrhundert, mit seinem Terminkalender voller Exile und Metaexile. „Wir haben die Kleidung in den Kleiderschrank gelegt, doch die Koffer der Seele haben wir nicht ausgepackt.“ Auf geht’s, Gelman.

Ich sollte gehen. Sie sollten gehen. Sie werden sich von dannen machen, ohne mir die Geheimnisse mitzuteilen, die Mündler unter eleganten Hüten und schwarzem Tüll ihnen zugeflüstert haben. Europa wird in Südamerika ausverkauft, wer bietet mehr? Im Argentinien der '90er Jahre privatisieren wir sogar die Erinnerungen. Generationen von Bessarabiern und Polen haben dieses Arsenal an Wunderwerken angesammelt, diese prachtvollen Habseligkeiten, die am Ende den Höhepunkt ihrer Reise erleben: den Verkauf für zwei Pesos auf einem südamerikanischen Markt, in bar und mit saftigen Rabatten.

Die Gegenstände stehen grüppchenweise auf umständlich ausgeklappten Tischen in den Zimmern. Eingeteilt nach Ähnlichkeit, nach Preis, nach Gutdünken. Stapel, Paare, Einzelstücke, alle mit ihrer Kokarde: der Preis, immer bescheiden. Erlesene Stücke zum Schnäppchenpreis, der Traum der Antiquitätenhändler.

„Hereinspaziert, kommen Sie herein, nehmen Sie alles mit, ich begnüge mich mit dem Wechselgeld!“ Mit dem Wechsel, der im Leben, im Land, mit der eigenen Haut stattfindet. Hier findet ein Wechsel von Geschichte zu Konsum statt, eine Geschichte mehr, die zu Ende geht.

„Mit dem größten Vergnügen, kommen Sie nur, werfen Sie einen Blick auf unsere neue Ware.“

Irgendetwas hat er wohl getan

Neu ist, dass den Marinesoldaten meine Lüge plötzlich gar nicht mehr interessiert.

„Gut, dieses Mal ist es nicht so wichtig: Sagen Sie mir Ihre Ausweisnummer.“

Welche Nummer kann ich wählen, um dich zu erreichen, Gerardo? Und was sage ich, wenn sie drangehen? Ich will nicht klingen wie diese alten Frauen, die ihre Kinder in den Himmel loben. Wie sage ich ihnen, dass du der liebenswerteste der sympathischste der intelligenteste der schlechtgelaunteste der lebhafteste der beste von allen bist?

Meine Herren, der, den ich suche, spielt Gitarre, hat eine Schwäche für Kaffee, spielt Fußball und betreibt andere Sportarten, sieht manchmal fern und kocht viel besser als Mama.

Er nimmt an Zeltlagern teil und schlägt sich die Nacht um die Ohren, hat Freunde in verschiedenen Sprachen, bereist den ganzen Kontinent und schreibt in der Dämmerung Gedichte.

Er steht kurz vor dem Ende seiner Abschlussarbeit über die Widerstandsfähigkeit von Materialien, aber er widersteht nicht einmal dem Metall der Schere, mit der ich ihn mit vier Jahren bewerfe. Er hat vor, zu heiraten.

Er engagiert sich politisch, sagt, er sei Atheist, doch er hat ein Vaterunser: Jeder soll zu essen haben, sich bilden können, eine Wahl haben. Irgendetwas hat er wohl getan.

Der, den ich suche, hat Augen, die sprechen können, eine wilde Mähne, eine eindrucksvolle Körpergröße, eine wogende Stimme und kindliche Gesten.

Der, den ich suche, ist nicht gealtert, er hat weder eine hohe Stirn noch silbrige Schläfen.

Er kann gut Verstecken, Cisco Kid, Fangen und Schach spielen.

Er bringt mir bei, *Ich liebe die Liebe, die Liebe liebt mich, doch der, den ich liebe, der liebt mich nicht* aufzusagen.

Er ist gut in Mathe, kann aber nicht mal eine Kuh zeichnen. Als Kind sperrt er sich im Bad ein, als er älter ist, in seinem Zimmer, und als er noch älter ist, sperren sie ihn in ein Lager.

Er lebt weiter in einem schwarz-weißen Passfoto; in einem Farbdia, auf dem er über einen See rudert, mit zusammen-

geknotetem Hemd und freiliegender Bauch; in einem Heft mit mathematischen Berechnungen; in einem Paar Schuhe und in mehreren, mit Autogrammen versehenen Konzertprogrammen.

Wissen Sie, wo Ihr Kind jetzt gerade ist?

Wir gingen zu Konzerten, zu Partys, zu Vereinstreffen, zu Lagerfeuern. Gerardo sang, erzählte Witze, war ein sehr unterhaltsamer Typ. Er trat gern als Angeber auf, aber er war eher ein Anfänger darin. Er war nicht so selbstsicher, sondern versuchte eher, seine Sanftheit durch eine gewisse Verwegenheit zu kaschieren.

Und Jahre später geschah ihm etwas ähnliches: Er glaubte, dass er sich zu wenig engagierte, dass er aufs Gaspedal drücken und sich mehr einbringen müsse, wie viel mehr, weiß ich nicht. Wir veranstalteten 10 000 Zeltlager, machten 10 000 Späße – schlimme Streiche, das kann ich dir sagen. Ich erinnere mich an einzelne Momente: Gerardo konnte ein paar Lieder auf der Gitarre spielen, perfekt, mit Bass und allem: Ein paar Mädchen, die damals 13 Jahre alt waren und heute ungefähr 90 sein dürften, sahen ihn damals an, als wäre er Alain Delon. Ich erinnere mich an eine Party, auf der er etwa sieben Mal das Hemd wechselte. Es war schrecklich heiß und er tauchte ständig anders gekleidet auf. „Was bist du, ein laufende Modenschau?“, fragte ich ihn. Ich glaube, dass er es auf eine bestimmte Puppe abgesehen hatte und sie mit seinen 800 Hemden beeindruckend wollte: gestreift, rot, kariert. Ich konnte es gar nicht fassen und redete im Hinterherlaufen auf ihn ein: „Was soll das denn?“

Verschwunden, aber doch nicht ganz

Was ist das denn? Nein, kein Programm. Eine Broschüre! Sie überreichen jeder von uns mit hochtrabender Geste eine Informationsbroschüre über die Schule. Sie bekommt eine in Farbe, ich eine schwarz-weiße.

Der Mensch ist nur dann frei, wenn er wählen kann ...

Wissenschaft, Technologie, Zukunft ...

Das findest du in der
ESCUELA DE MECÁNICA DE LA ARMADA

In der weiterführenden Schule, in der ich als Lehrerin arbeitete, waren wir verpflichtet, mit den Schülern einige von den Militärs erschaffene Dörfer zu besichtigen. Man traf dort ein und klopfte an, egal, um welche Uhrzeit, tock tock, und dann mussten die Bewohner herauskommen und man konnte das Haus sehen und die einstudierte Rede hören, in der sie einem erzählten, wie dankbar sie dem argentinischen Heer waren, das ihnen all das gegeben hatte.

Es waren Gefängnis-Dörfer, so wie es sie in Vietnam gab, wo die Bevölkerung das glorreiche Schicksal rühmen musste, das ihr das Militär zudedacht hatten. Diese Farce nannten sie Ausmerzungen der aufrührerischen Bevölkerung.

Wenn die Bevölkerung wählen will, muss sie zuerst das Wählerverzeichnis konsultieren. Die Methode ist ganz einfach: Man sucht mit dem Zeigefinger auf einem unendlich langen Blatt Papier, das an der Hauswand irgendeines öffentlichen Gebäudes hängt, seinen Anfangsbuchstaben. Normalerweise findet man ihn und kann nachsehen, wo man seiner staatsbürgerlichen Aufgabe nachzukommen hat. Ich gehe zu einer alten Schule, der an der Straßenecke Pueyrredón und Lavalle, und gehe so vor, wie es sich gehört. Doch mein Finger ist plötzlich betrunken, er sieht doppelt, dreifach, nicht einen Namen, sondern vier. Ich lese sie: Ja! Da stehen sie: Gerardo, Abel, Hugo ... Warum nicht? Zu verschwinden geht nicht mit der Enthebung der staatsbürgerlichen Verantwortung einher! Sie mögen verschwunden sein, aber doch nicht ganz! Damit ihr Wahlrecht verfällt, wäre es nötig, einen Beweis dafür zu erbringen, dass sie nicht mehr da sind.

Wenn er verschwindet, wird das schon seinen Grund haben

Um ihren pädagogischen Eifer unter Beweis zu stellen, erklären uns die Marinesoldaten, dass das Schiff auf der Broschüre eine Fregatte ist. Während sie reden, führen sie uns zum Eingangsportal, und ich laufe den Gehweg entlang, ohne mich umzuschauen.

Warum nicht umkehren, wie in den Geschichten?

Warum kehrst du nicht zurück, Bruder?

Sag irgendetwas zu mir.

„Sagen Sie uns Bescheid, wenn Sie wiederkommen wollen, wir stehen zu Ihrer Verfügung, wie immer“, drängen die aufmerksamen Marinesoldaten.

Immer diese Geräusche in der Nacht, es scheint meine Bestimmung zu sein, sie zu hören, sie zu zählen, zu versuchen, in ihnen das pralle, schrille Leben zu entdecken, das gesehen werden möchte, wie ein Scheinwerfer in der Dunkelheit des Nebels und des aufgewühlten Meeres.

Von welchem Meer sprichst du, Gerardo? Von diesem süßen Meer, dem Río de la Plata, in den du schnurstracks gefallen bist? Es heißt, sie haben euch draußen über dem Meer hinabgeworfen. Bewegte sich dein Körper Richtung Küste wie ein Scheinwerfer in der Dunkelheit? War das Meer aufgewühlt?

Die Hermeneutik als schriller Weg Richtung Verzweiflung.

Die Interpretation als Gegengewicht zum Schweigen.

Ich will lose Ende verknüpfen, deine Geschichte zu einem Knoten verknüpfen, der die Ungewissheit erstickt, eine Version mit Anfang, Mitte und Ende zurückholen. Die Puzzleteile an ihren Platz legen, um diesen Zwang zu lindern, eine mögliche Vergangenheit, ein mögliches Ende für dich zu erfinden. Dich in ein Buch verwandeln, dessen Ende ich bestimme, dessen Ende offen bleibt und sich ändern kann. Hehre

Wünsche. Was ich fand, hatte nichts mit Literatur zu tun. Jemand sagte, sie hätten dich erschossen, jemand sah dich in der ESMA. ESMA, Schüsse auf Gerardo, sie entscheiden über das Ende.

Am Ende setzen sie uns am Tor zur Straße ab. Doch ihre drei undurchdringlichen Körper blockieren immer noch den Ausgang.

Warum die Zerstörung der Körper? Entspricht das etwa der Annahme, dass es Einzelverbrechen waren, deren Spuren beseitigt werden sollen? ... Es gibt noch etwas, das mit der Methodologie des Verschwindenlassens zu tun hat: Zuerst kamen die Personen, das „Nicht-Da-Sein“ ... dann das Verstecken und die Zerstörung der Unterlagen ... was die Ungewissheit über das, was geschehen war, verlängerte, und schließlich die Leichen ohne Namen, ohne Identität, die zu Psychosen führten, weil es unmöglich war, das individuelle, konkrete Schicksal zu erfahren, das dem geliebten Wesen zuteilgeworden war ... mit dem Auslöschen der Identität der Leichen wuchs der Schatten, der auch tausende von Verschwundenen barg, deren Spuren sich verloren ... (*Nunca Más*)

Keine Spur mehr des autoritären Gebarens von kurz zuvor. Was für liebenswürdige Gastgeber! Es fehlt nur noch, dass sie nach unseren Adressen in Kanada fragen, um uns eine Postkarte zu schicken. Wenn sie darauf bestehen, schicke ich ihnen eine mit dem Bild eines Gesichtes mit verbundenen Augen. Nicht, dass sie ihre ehemaligen Gefangenen-Ermordeten noch vergessen!

Hierbei gibt es keine Grenzen

(Maxime der Arbeitsgruppe der ESMA)

1994 gelingt uns ehemaligen Gefangenen-Verschwundenen der Sprung in die Kategorie „existierend“; dadurch erhal-

ten wir einen Anspruch auf Entschädigung. Ich begeben mich wieder in das alte Gebäude in der Calle Moreno, ins Staatssekretariat für Menschenrechte, um die Fallstricke der Bürokratie kennenzulernen. Als ich im dritten Stockwerk ankomme, schickt man mich ins erste und aus dem ersten schickt man mich ins dritte. Im dritten Stockwerk erklärt man mir, dass eine Verschwundene, die sich damit brüstet, eine solche zu sein, in einem offiziellen Dokument aufgeführt sein muss.

„Wenn es notwendig ist, zu beweisen, dass ich verschwunden war, kann ich ins Sammellager gehen und die Leute dort darum bitten, mir zu bestätigen, dass ich von 1976 bis 1977 dort festgehalten wurde“, sagte ein Ex-Verschwundener zu mir, der herkam, um eine Entschädigung zu beantragen. Er war ein älterer Herr, der sicher niemals etwas verstanden hatte und ohne eigenes Zutun ein Jahr drinnen verbracht hatte. „Nein, bitte nicht, kommen Sie nicht auf die Idee, das zu tun“, flehte ich ihn an.

Ein absolut logischer Grund verlangt die Vorlage von Unterlagen: Da wir in keinem Aufnahme- oder Freilassungsformular auftauchen, kann unsere Entschädigung nicht präzise ermittelt werden. Am Ende kann ich nicht mehr sagen, was wir sind oder waren, verschwunden oder „Verschwundene“, ob es ein Zustand oder eine Beschreibung ist, doch sicher ist, dass wir es beweisen müssen.

Ich kann dir nicht sagen, ob ich gefangen gehalten wurde oder verschwunden war. Ich tauche in keinem Formular auf, in keinem Haftbuch, nirgends. Und daher kann ich keine rechtlichen Schritte unternehmen.

Ich hingegen kann rechtliche Schritte unternehmen und eine mögliche Entschädigung in die Wege leiten. Der Staat räumte mit dem völlig unmethodischen Zweifel an unserer Existenz auf und beschloss, dass wir „Verschwundene“ sind und waren. Er wird uns dafür bezahlen, zu sein, wer

wir waren. Die Angehörigen von Leuten, die waren, was wir waren, aber nicht sind, was wir sind, erhalten auch einen gewissen Betrag in bar oder in Form von Anleihen für das sogenannte erzwungene Verschwinden (ihrer Kinder Ehepartner Eltern Geschwister oder anderer Blutsverwandter). Umgangssprachlich könnten wir behaupten, dass wir dafür bezahlt werden, illegale Gefangenschaft und Folter durchlitten zu haben und/oder ermordet worden zu sein, doch diese Begriffe sind juristisch bedeutungslos, literarisch untauglich und gesellschaftlich inakzeptabel.

Welcher Fluchtweg aus der ESMA könnte gesellschaftlich akzeptabel sein? Ich winke ein Taxi heran. Damit es nicht vorbeifährt, rufe ich es, als würde ich mich von der ganzen Welt verabschieden.

„Sie werden schon sehen, dass uns die ganze Welt Recht geben wird, es ist nur eine Frage der Zeit. Wichtig ist, dass die wahre Geschichte der Escuela de Mecánica de la Armada Verbreitung findet“, leiert Scheller herunter, während wir ihm die Tür des Taxis vor der Nase zuschlagen.

Das Staatssekretariat für Menschenrechte schlägt mir die Tür vor der Nase zu, doch mit tadellosen Manieren. Ich habe mich dafür entschieden, die finanzielle Wiedergutmachung, die der Staat uns Ex-Gefangenen-Verschwindenen nun endlich gewährt, zu beantragen. Ich verbringe eine halbe Stunde in einem versteckten Büro, in dem man mich bittet, die Informationen in Bezug auf meine Entführung darzulegen: Datum, Ort, Dauer der Haft. Sie bieten mir sogar ein Glas Wasser, ein Blatt Papier und einen Füller an. Wir schreiben das Jahr 2001, endlich haben sich im Land einige Gepflogenheiten geändert, sage ich mir, während ich das Wichtigste in einem Absatz zusammenfasse. Am Ende meines Antrags verlange ich eine Entschädigung für den Zeitraum ab meiner Entführung bis zum heutigen Tag, da mein Leben durch diese „Ereignisse“ in Stücke zerfetzt wurde. Sie teilen mir mit, dass ich in Kürze eine offizielle Antwort erhalten werde.

Buenos Aires, den 6. März 2001

Antrag gemäß Gesetz 24.043 Nr. 104/01

Sehr geehrte Frau Nora Strejilevich,

ich wende mich an Sie in meiner Funktion als technische Koordinatorin des Staatssekretariats für Menschenrechte im Ministerium für Justiz und Menschenrechte, das für die Ausführung des Gesetzes Nr. 24.043 zuständig ist, in Bezug auf Ihren Antrag auf Ausweitung der durch das zuvor genannte Gesetz vorgesehenen Leistungen auf die Verfehlungen, denen Sie zur Zeit ihrer illegalen Haft ausgesetzt waren.

In dieser Sache ... bitte ich Sie, uns darüber in Kenntnis zu setzen, ob sich ihr Antrag auf die Anhebung der Leistungen für „schwerste Verletzungen“ (Gesetz 24.043, Art. 4) bezieht, worunter – wie in Art. 91 des Strafgesetzbuches dargelegt ist – zu verstehen ist: „Als schwerste Verletzungen gelten solche, die eine sicher oder wahrscheinlich unheilbare psychische oder physische Erkrankung, dauerhafte Arbeitsunfähigkeit ... hervorrufen“. Schwerste Verletzungen zeichnen sich aus durch die Unheilbarkeit des Schadens, den der vollständige Verlust der Funktionsfähigkeit eines Organs angerichtet hat, nicht aber die Verringerung oder Einschränkung der Funktionsfähigkeit. Der anerkannte Begriff „Erkrankung“ bezieht sich auf die mehr oder weniger gravierende Veränderung des Gesundheitszustands, die jedoch zumindest mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit unheilbar sein muss; festzustellen ist dies durch eine medizinisch sachverständige Person. Die Erkrankung kann als unheilbar angesehen werden, wenn die Wahrscheinlichkeit eines ungünstigen Verlaufs genauso hoch oder höher ist als die eines günstigen Verlaufs. Der Begriff „Erkrankung“ umfasst sowohl physische als auch psychische Krankheitsbilder. Dauerhafte Arbeitsunfähigkeit ist zu verstehen im Sinne einer Prognose, dass die Unfähigkeit „wahrscheinlich“ ein Leben lang bestehen wird.

Sollte Ihr Fall den oben beschriebenen Voraussetzungen entsprechen, bitten wir um die Beifügung einer beglaubigte Kopie Ihrer Krankenakte aus dem Haftzentrum, von gerichtlichen Entscheidungen, bei denen Ihre Erkrankung anerkannt wurde, oder Ihrer Krankenakte aus einem offiziellen Gesundheitsinstitut, deren Datierung dem Zeitraum entspricht, für den Leistungen beantragt werden.

Wie schade, dass der Club Atlético nicht mehr in Betrieb ist, wenn ich in der ESMA festgehalten worden wäre, hätte ich den Besuch dort dazu nutzen können, sie um einen entsprechenden medizinischen Bericht zu bitten. Doch man weiß nie: Obwohl Gerardo in der ESMA gelandet sein könnte, machte das seinen Fall nicht einfacher. Das Verfahren, das ich in die Wege leitete, um für sein Verschwinden eine Entschädigung zu erhalten, kam jahrelang nicht voran. So lange dauert es eben, dachte ich und beließ es dabei. Währenddessen wurden viele Prozesse abgeschlossen. Warum nicht unser? Schließlich sprach die Stimme des Gesetzes klare Worte: Gerardo Strejilevich hat sich des Betrugs schuldig gemacht, deshalb wird seiner Familie keine Entschädigungszahlung bewilligt.

Die Mörder stahlen ihm den Ausweis und nutzen ihn nun für ihre Gaunereien, dachte ich. Die Folterknechte stehlen mit gestohlenen Identitäten! So lief es immer, schloss ich und verspürte dabei die übliche Übelkeit. Doch dann entdeckte ich eine andere Möglichkeit.

Seit den '80er Jahren verfolgte die Universität von Buenos Aires die Spur eines Studenten, der ein Physikbuch nicht zurück in die Bibliothek gebracht hatte. Es handelte sich dabei um meinen Bruder. Meine Eltern informierten die Behörden darüber, dass ihr Sohn entführt worden und seit 1977 verschwunden war. Leider war es so, dass das Buch nicht auftauchen konnte, solange er nicht auftauchte. Doch die Universitäten lassen nicht zu, dass diese Art von Verbrechen ungestraft bleibt. Ohne Unterlass suchte sie nach mei-

nem Bruder, und letzten Endes wurde der Fall der Polizei übergeben.

Nach zwanzig Jahren gelang es meinem Anwalt, diesen Eintrag aus dem Strafregister zu entfernen.

Buenos Aires, den 12. November 2000

Liebe Nora,

ich habe den Nachmittag in verschiedenen Abteilungen für Menschenrechte verbracht, bis ich die Unterlagen fand. Das Problem ist folgendes: Gerardo wurde aufgrund eines Polizeiberichts, der ihn des Betrugs beschuldigte, gesucht. Er hätte am 16. Dezember 1980 vor dem Strafgericht 31 erscheinen müssen, und darin besteht das „Problem“, denn wie du ja schließlich weißt, verschwand er am 15. Juli 1977.

III

*Mein fangarmähnlicher Name verding sich
zwischen Silben des Todes
VER SCHWUN DEN
Schwund
der Name niemals mehr
mein Name.*

*Des Subjekts entzogen
konnte ich keinen Satz mehr bilden
konnte ich das Alphabet
meiner Tränen nicht mehr durchgehen.
Ich wurde zu Augen, die gestrige Tage durchforsten
ich wurde zu Händen, die Fetzen festhalten
ich wurde zu Füßen, die über
elektrische Zeilen gleiten.*

*Ich konnte keine Worte finden.
Ich wurde zu Haut zwischen Gesprächen
ohne Ausweg ohne Spuren
des Wo des Warum
des Wann des Bis wann.*

*Du darfst es niemals sagen!
Dir niemals sagen, dachte ich.
Doch du wirst schreiben
ich werde schreiben ja
tausende von Gs von Rs von Ss
stellvertretendes Gekritzel
Kinder meines Mundes
Strudel der Wünsche
die Namen waren.*

*Ich werde schreiben
schwarze Peitschen zum Bändigen
bestimmter ungestümer Großbuchstaben
die mein Blut überfluten.
Ich werde mich widersetzen du wirst dich widersetzen
mit Vor- und Nachnamen
der unverhüllten Sprache
des Vergessens.*

Letztes Kapitel?

Vergiss nicht, das Vergessen zu vergessen. (Juan Gelman)

Eine Frau las meine Zeugenaussage und rief mich an, um mir zu sagen, dass sie sich mit mir treffen wolle, um mich zu umarmen. Sie war sehr bewegt und fügte hinzu: „Am besten wäre es, bevor ich dein Buch zu Ende gelesen habe, danach fehlt mir vielleicht der Mut für diese Umarmung.“ Wir trafen uns an einem Vormittag und sie wollte über das Buch sprechen. Ich wollte über die Umarmung sprechen.

„Du wolltest mich in den Arm nehmen, weil du dich betroffen fühltest“, sagte ich zu ihr, „du warst bewegt, hattest das dringende Bedürfnis, denjenigen in den Arm zu nehmen, der dir diese Nachrichten übermittelte. Ich möchte dir mitteilen, dass dies die Art von Umarmung ist, der wir uns verweigern. Abgesehen vom Schmerz, von der Folter, der Trauer, all dieser Unruhe ließen sie uns nicht einmal das.“

Ich kenne den Fall eines Mädchens, das im gleichen Gefangensammellager war wie ihr Bruder, zur gleichen Zeit. Sie überlebte, ihr Bruder nicht. Wie oft wird sie wohl, solange sie am Leben ist, denken: „Warum haben sie uns nicht erlaubt, uns zu umarmen?“ Vielleicht wird diese Frage über mehrere Generationen hinweg gestellt werden.

Ich kann die Vergangenheit nicht mit offenen Armen empfangen, ich muss zulassen, dass ihre Lawine aus Szenen und Stimmen niedergeht. Ich hätte gern, dass sie ins Freie tritt und aus dem Winkel, in dem ich sie so schlecht deponiert habe, entkommt. Dass sie ein erträglicheres Leben führt. Daher entschlief ich mich in Kanada, mit einem Psychologen zu sprechen.

Ich warte lange Zeit in einem Zimmer, in dem ich Anzeigen für Gestalttherapien anschau und mögliche Gesprächsverläufe durchgehe, bis ich in das Behandlungszimmer eines Typen gerufen werde, der aussieht wie ein Intellektueller aus den Sechzigern: runde Metallbrille, gewelltes Haar, um

die Vierzig. Besser könnte er gar nicht zur Situation passen, fällt mir auf, während ich lächle, weil ich nicht weiß, was ich sagen soll.

Auf die unvermeidlichen Frage „What brings you here?“ hin setze ich zu einer kurzen Beschreibung meines Falls an. Ich bewege mich ruckartig vor und zurück, mache olympiaverdächtige Sprünge in der Chronologie, steigere und dämpfe den emotionalen Tonfall, streue Ambivalenzen und Gedächtnislücken ein. Ohne auf Details einzugehen, lege ich eine kurze Zusammenfassung dar, damit wir in die Sache einsteigen können. Da ich mit nach innen gerichtetem Blick erzähle, achte ich nicht auf seine Mimik, bis ich nach einem langen Absatz bei seinen Augen lande.

„Weinen Sie?“, frage ich, wie um mich davon zu überzeugen.

Ja, der Arzt weint. Er muss die Brille abnehmen, um sich die Tränen zu trocknen, die nun den letzten Funken Anstand verlieren und sein Gesicht benetzen.

„So schlimm ist es doch gar nicht, machen Sie sich keine Gedanken“, stottere ich mir zusammen, während ich zu ihm gehe, im Versuch, den erbarmungslosen Fluss des Salzwassers einzudämmen.

Dank meiner ersten Hilfe beruhigt er sich. Er gibt mir einen Termin für einen anderen Tag, doch ich suche das Weiße, ohne seine Diagnose abzuwarten.

Weit oben am Himmel / steigt ein kriegerischer Adler empor / kühn im triumphalen Flug / ein blauer Flügel in der Farbe des Himmels / ein blauer Flügel in der Farbe des Meeres ...

Ich trällere das patriotische Flaggenlied aus der Schule, halb amüsiert, halb verwirrt. Eine der Methoden, um die Angst zu besänftigen, jetzt, wo ich am Himmel schwebe. Ich fliege Richtung Süden, ich flattere im Wind. Eine andere Methode besteht darin, meine Besessenheiten durchzukauen, als erzählte ich mir selbst Geheimnisse, um sie niemals zu verraten.

Ich möchte werden wie die ganz Geheimen ... nicht mehr verraten.

(Rainer Maria Rilke)

Jemanden zu verraten ist so ähnlich wie im Gefängnis ein Fenster zu öffnen: Alle würden es gern tun, aber es gelingt nur selten. So sagte Céline, und er wird es besser wissen als alle anderen, denn er hat es getan. Jemanden zu verraten ist einfach. Das Schwierige ist, die Gelegenheit dazu zu erhalten.

Ich habe dir die Gelegenheit dazu gegeben, Roberto. Der exzentrische Drucker von Philosophie-Zeitschriften, mit dem ich meine Zwanziger goss, damit Stühle und Regalbretter und Träume und Gelächter wachsen konnten. Jemanden zu verraten ist ganz einfach. Es genügt, die kitschigen Vorhänge zur Seite zu ziehen, die man uns verkaufte, als wir die Welt durch eine rosarote Brille sahen. Im Halbschatten der reiferen Jahre sind alle Katzen grau. Dem Streben aus unschuldigen Zeiten fehlt der Glanz: Es ist in Plastik verpackt, durchsichtig. Die Wahrheit ist trüber, und je schneller man sie akzeptiert, desto bessere Geschäfte macht man.

Money makes the world go round, the world go round.

Welch ein Jammer, dass wir Romantiker das Maß für die Zeit verlieren, gehindert durch den Durchmesser unserer Empfindungen und die Lautstärke unserer Gefühle. Man muss sich beeilen, das einzige Mittel gegen die Traurigkeit ist die rasche Lektüre: ein Blick aus der Vogelperspektive, schneller als die Enttäuschung. So schwer ist es nicht, die Enttäuschung ist langsam, sie blüht erst über die Jahre hinweg richtig auf – gelegentlich wird sie gegossen – und trägt plötzlich Früchte. Riesige, erdrückende Früchte, die ihrem Besitzer aufgrund ihres eigenen Gewichts vor die Füße fallen. Meine fallen in Form von Worten, die wie Tränen auf Mauern des Schweigens klingen.

Du bist Samsa

Die Wände der Wohnung in der Avenida Corrientes sind Mauern des Schweigens, herausfordernde Backsteine, die gegen die Feuchtigkeit ankämpfen, die sie zerfrisst. Von uns fehlen vier, übrig sind sieben Zimmer, in denen Staub und das Vergessen zusammenleben. Die Abwesenheiten, die es langweilt, allein gelassen worden zu sein, decken sich mit den Spinnenweben zu, die ganze Stapel von Gegenständen verzieren. Als sie über den unendlichen Flur davonlaufen wollen, fange ich sie in meinem Zimmer in Vancouver ein und schüttele sie an der Luft aus. Nachtfalter, die sterben, als sie gegen das Nachttischlämpchen meiner Schlaflosigkeit stoßen, besorgt darüber, dass ich dir, Roberto, so viele Gelegenheiten gegeben habe, mich zu enttäuschen. Schuld daran war unsere selige Jugend, oder besser gesagt, der Glaube daran. Die Zeit unserer Zwanziger, geprägt vom zweistimmigen Gelächter, mit Luxusdinnern auf Apfelkisten. Angewärmte Sofakissen bestickt mit Komplizenschaft. Diese Bilder trüben mir die Sicht, und als sich unsere Schatten auflösen, erkenne ich, dass die Verwandlung schon im Gange war. Du bist Gregor Samsa mit ein wenig Lokalkolorit – der von Kafka wurde vor lauter Arbeit zu einem Ungeziefer.

12. Januar 1979

Liebe Tochter,

weil du uns gebeten hast, dir von Roberto zu berichten, will ich dir eine Anekdote erzählen. Heute Morgen holte er mich ab, um im Café frühstücken zu gehen. Während wir aßen, sprach ich darüber, wie der Mensch die Materie mit einer mathematischen Formel verändern kann, das heißt, durch eine Idee, die nur er in ihr sieht.

Er erläuterte mir eine Idee von ihm, wie man einen Briefumschlag herstellen könnte, der viel schneller ankommt und bei dem kein Papier verschwendet wird.

Die Unterhaltung interessierte ihn so sehr, dass er zu lange blieb und schließlich hinauseilen musste. Er flog davon, wie immer, mit den Flügeln seiner Brieftasche. Er konnte nicht mehr auf die Rechnung warten.

Papa irrte sich, Roberto, du konntest warten. Du wartetest, bis die Alten starben und botest an, dich um das zu kümmern, was verblieb, das heißt, um den Verkauf der Wohnung. Du hast dich darum gekümmert: Die Wohnung wurde verkauft und du flogst mit den Flügeln deiner Brieftasche davon. Volle Brieftaschen fliegen tief, die Stapel von Geldscheinen hindern sie daran, sich richtig zu entfalten.

Sesam, öffne dich

In Gedanken bei der Wohnung steige ich aus dem Flugzeug, das mich zu meiner Geschichte zurückbringt. Ich befinde mich auf der Durchreise in Santiago de Chile: 11 Grad Celsius, wolkenloser Himmel. Klarer Blick auf die Gipfel. Ich komme an einer Fensterluke vorbei, an der „Passkontrolle“ steht, aber eine Stimme mit einem sympathischeren Dialekt als Tonfall hält mich auf:

„Was machen Sie auf chilenischem Boden?“

Der Beamte droht mir mit den Vorschriften und der technischen Bedeutung des Wortes Durchreise, die definitionsgemäß das Vorzeigen eines Passes zum Betreten eines Landes ausschließt.

Wie erkläre ich ihm, dass ich von der Erinnerung an Mauern und Verwandlungen abgelenkt war? Meine Reflexe retten mich. Ich ziehe meinen Dienstaussweis so aus der Tasche, wie in den Hollywood-Serien eine Waffe gezückt wird: elegant und mit einem Hauch von Ironie.

Dr. Nora Strejilevich, Latin American Literature
University of British Columbia, Canada

Der Zauberschlüssel, die Karte des Erfolges, of course in einem Englisch gedruckt, dass darauf ausgelegt ist, Bürokratenaugen zu blenden. Ohne zu bemerken, dass mein Dokortitel keiner von denen ist, die Krankheiten heilen, reagiert er. Ein einnehmendes Lächeln. Alles wird sich ohne weitere Umstände klären lassen. „Folgen Sie mir, Frau Doktor, bitte sehr.“

Zum Glück bin ich nicht länger eine Masse, die sich von metallischen, einschneidenden Statuten zerquetschen lässt.

Ich verschmelze mit der zähen Lava der Passagiere, die kaum passieren, am vagen Horizont derer ohne Land. Ich kehre zum richtigen Sitz des richtigen Flugzeugs aus dem richtigen Land zurück und fülle die richtige Bordkarte aus. Doch beim Abheben entdecke ich ein falsches Datum. Heute ist nicht der 17., meine Lieblingszahl, und auch nicht der 25., die zweite Zahl, die meine abergläubische Logik zum Sieger erklärt hat. Ich bin an einem schlechten Tag angekommen! An einem 24. zu landen ist grässlich, eine Beleidigung des gebeutelten Kalenders meiner Existenz. Die gerade Zahl ruiniert mein gutes Verhältnis zu Daten, sie liefert mich und das Land einem rauen Klima aus. Es überrascht mich nicht, dass – zurück unten am Boden – die Telefone nicht funktionieren, die Taxifahrer wie die Fliegen an mir kleben und mich ein Paar Winterstiefel vor den Temperaturen von 30 Grad mit 80 Prozent Luftfeuchtigkeit schützen. Schuld ist der 24.

Eine Stimme spricht das Mantra des nationalen Kulturguts in einen Hörer: „Stell dir mal vor: Ich kann bei der Polizei keine Anzeige machen, weil sie die Formulare nicht haben.“ Ein stummer Abgrund bremst meine Schritte. Gebt mir einen festen Punkt und ich verspreche, die Welt nicht zu bewegen! Ich entdecke einen Stand mit Zeitschriften und Zeitungen. Um meine Verwirrung zu verbergen, betrachte ich interessiert die Waren. Mal sehen, ob ich noch spanische Texte lesen kann.

Heute jährt sich der Militärputsch von 1976 zum 17. Mal

Entweder kann ich nicht lesen und habe eine überbordende Fantasie, oder ich kann lesen und die Militärs tun mir zum ersten Mal in meinem verwirrenden Leben – wenn auch unabsichtlich – einen Gefallen.

Die Menschenrechtsorganisationen rufen zu einer freien Redestunde von acht Uhr morgens bis acht Uhr abends an der Straßenecke 9 de Julio und Diagonal Norte auf.

Ein 17. mit größter Anspielungskraft! Ich koste die Nachricht aus:

„Der Putsch war ein unvermeidbares Ereignis, das praktisch die Unterstützung der gesamten argentinischen Gesellschaft genoss; dagegen war nur das subversive Lager“, behauptet der zweite Präsident des 1976 an die Macht gekommenen Regimes, Roberto Viola. Trotz der Freiheitsstrafe von 16 Jahren, die er für Menschenrechtsverletzungen erhielt und die durch die Begnadigung, die Präsident Menem für ihn und andere Befehlshaber dieses Regimes erließ, unterbrochen wurde, versichert Viola, dass es in den Jahren des „Prozesses“ keinen Staatsterrorismus gab: Der Begriff „Staatsterrorismus“ existiere gar nicht. (*Clarín*, 24. März 1993)

Mich überrascht weniger der entschiedene Tonfall der uniformierten Stimmen als die Tatsache, dass sie sich weiterhin mit einer solchen Selbstsicherheit äußern. Diese hochmütigen Redewendungen sollten aus der Mode gekommen sein. Klar, bei der Mode weiß man nie. Die Zeiten, in denen man eine oder zwei Farben pro Saison trug, sind vorbei; heute ist alles erlaubt, sogar Khakigrün. Da ich gerade erst gelandet bin, erschreckt mich dieser nachgiebige Stil, mal sehen, ob ich mich anstecke und mich auch daran gewöhne. Auch wenn ich viel Übung brauchen würde; es ist eine Kompetenz, die jahrelange Erfahrung verlangt. Bei denen, die mit mir zusammen um den Zeitungsstand stehen, entdecke ich

nichts von der Wut, dieser Erregung aus früheren Zeiten, die sanftere Absätze auflösen konnten. Sie zucken nicht mit der Wimper.

Achtung! Eine Frau in den Fünfzigern greift gleichgültig nach dem *Clarín*. Der Schein, den sie dem Verkäufer reicht, gewährt ihr Zugang zu den bösen Streichen unserer Meister der Semantik und zu den Dollarkursen. Obwohl das kein aktuelles Thema ist, da der Peso und der Dollar wie Stillgeschwister friedlich nebeneinanderher treiben. Ich richte all meine Hoffnung auf die Frau, ihr Blut wird sicher zu kochen beginnen, wenn sie die Überschrift sieht und den Artikel liest.

Verdammt, ich habe mich geirrt. Die Frau fragt nach dem Wechselgeld.

Um zum Club derer mit Gedächtnisschwund zu gehören, muss man keine besonderen Fähigkeiten haben – nicht einmal eine große Erinnerungslücke, die plötzlich auftritt oder durch einen Schlag, Arterienverkalkung oder mangelnde Hirndurchblutung ausgelöst wird -, weil er von der Annahme ausgeht, dass wir alle vom Augenblick unserer Geburt an unser Gedächtnis verlieren, vor allem diejenigen, die glauben, sich zu erinnern. (Cristina Peri Rossi, „El club de los amnésicos“)

Always Coca-Cola

Wir haben nicht alle das Gedächtnis verloren. Wir, die sogenannten Überlebenden, kehren heute zum Gelände des Club Atlético zurück. Vor einiger Zeit dachte ich, ich hätte den Eingang durch ein Schlüsselloch gesehen. Doch weder Schlüssel noch Löcher, nur dieser von Straßen zerfurchte Staub. Auf dem freien Feld, wo es nur noch Erde gibt und Wind, der die Erde aufwirbelt, steht ein Café mit rot-weißen Sonnenschirmen mit der Aufschrift „Always Coca-Cola“. Logisch: Immer Coca-Cola kann nur gelten, so lange es oft Club Atlético gibt. Dieser Slogan entspricht einem ganzen Band politischer Wirtschaftslehre, sagen meine Füße, als sie

über die Reste der Machtlosigkeit laufen. Eine Machtlosigkeit, die sich auf rhetorische Fragen einlässt: Ist es wohl der gleiche Ort? Wenn es keine Treppen, keine Gucklöcher, keine Wachen gibt und nicht einmal mehr die Mauern stehen, wenn die gewaltige Dynamik der Autobahnen die Zellen und Gänge begraben hat, ist es dann das Gleiche?

„Es war ein Club und ist jetzt eine Straße, wie symbolträchtig, oder? Sie haben ihn abgerissen, aber einen Weg geschaffen.“

Ein Weg, der über unsere Körper führt, die in einem Jenseits festhängen, das uns nicht gehört.

Doch als die Stunden vergehen, fängt das Diesseits an, uns zu gehören. Indizien tauchen auf, Hinweise in einer Landschaft, die auf den ersten Blick banal wirkt. Man liest jetzt: „Hier befand sich der Club Atlético.“ Man schreibt jetzt: „Mörder.“ Man hört Gesänge:

*Kameraden / heute erzählen wir euch eine Geschichte /
denn unser Gedächtnis machten sie nicht zunichte / am 24.
März in einer dunklen Nacht / kam vor zwanzig Jahren die
Diktatur an die Macht.*

Hände, die Gedächtnisverluste ausradieren, schaffen es, Wände zum Sprechen zu bringen, die schließlich Kopftuchsymbole zeichnen, Gerechtigkeit fordern. Auch wenn der Ort immer noch keine Ähnlichkeit mit meiner Vorgeschichte hat, verspricht er doch, einen Sinn zu erhalten.

Ich laufe den Gehweg entlang und mache Fotos. Ich möchte mich an dieser nicht greifbaren Landschaft ohne Referenzpunkte rächen, die Winkel, Kurven, Flächen, die eine Erinnerung hervorrufen, abbilden. Ich finde mich nicht damit ab, die Geometrie meiner Vergangenheit nicht identifizieren zu können, ich bestehe auf Aufzeichnungen, aber ich verliere. Ich meine, ich verliere die Kamera. Klar und rundheraus, durch eine Unvorsichtigkeit oder durch schlichte Hellsichtigkeit lösen sich die Aufnahmen, Brennweiten, Bildausschnitte

in Luft auf. Ich bin nun der Gnade der Ungewissheit ausgeliefert, die meine Schritte nicht zertreten können. Die Gegenstände, die klüger zu sein pflegen als man selbst, verlassen mich angesichts der Unmittelbarkeit des Blicks.

Und das ist ...

Ich sehe was, was du nicht siehst, und das ist ... Ich sehe smaragdgrüne Flecken auf dem grauen Beton. Das Grün klettert eine Säule hoch und ich sehe grünes Laub mit wolkenfarbenen Mustern. Die Säulen stützen eine Autobahn, die 1978 das Lager und die elektrischen Folterstäbe einstampfte. Doch die Namen werden nicht eingestampft, sage ich mir, die Seelen werden nicht eingestampft. Namen und Seelen erzeugen die Formen des Pappmachés, das ich an den Säulen sehe. Die Zeit in Form von erschöpften Falten, mit Tusche gezeichnet; der Schmerz in Form von Binden über anonymen Augen; die Wut in Form von Mündern aus Temperafarbe, die sich weigern zu sprechen; die Kraft in Form von Armen und Fäusten, die sich in einer zum Symbol stilisierten Geste erheben; das Leben in Form von Augen, offen für Dinge jenseits dessen, was gesehen werden kann. Ein ganzer Strauß von gemeißelten Gesichtern und Profilen treibt Knospen, dort oben wachsen kleine Zweige, sie berühren fast die Unterseite der Autobahn. Sie schweben in der Luft, sind die Unbilden der Geschichte.

Unsere zweite Haut feiert Geburtstag, fast schon den zwanzigsten; die Gesetze der Erinnerung und des Lebens rufen uns dazu auf, hier zu feiern, zwischen den Ruinen des Club Atlético. Daher ist es geboten, diesen Raum mit Wein, mit Umarmungen, mit Fotos, mit Liedern, mit Gedichten zu füllen. Das Grün breitet sich über jedes mögliche Schwarz aus, die Gleichgültigkeit des Staubs sinkt in sich zusammen und der Wind spielt zwischen den Händen. Hände, die ein riesiges Lagerfeuer zusammentragen, das mit gedruckten Gesichtern genährt wird. Antlitze und Namen von Henkern werden hinter unerbittlichen Gitterstäben aus Seilen ver-

zehrt. Es sind seltsame Rituale, die uns zusammenführen. Hexenverbrennung? Nein. Das hier ist ein geselliger Treff, die Sänger singen fröhliche Lieder, die Freunde essen Grillfleisch, während ein Gräuel aus Papier verbrennt.

Ich habe den Türken Julián auf der Straße getroffen. Er war mit einem kleinen Jungen auf den Schultern auf dem Weg ins Zentrum. Vielleicht hatte ich deshalb nicht einmal Lust, ihn zu schlagen.

„Hey, Tito!“, rief er mir zu. Er steckte eine Hand in die Tasche, holte einen Haufen U-Bahn-Tickets heraus und sagte zu mir: „Ich bin am Ende, Mann, ich verkaufe Tickets, um mich über Wasser zu halten, siehste.“ „Ich hab dir schon damals im Knast gesagt, dass du nur ausgenutzt wirst, dass sie dich die Arbeit machen lassen und dich dann wegschmeißen“, antwortete ich ihm. Darauf er: „Bei all dem, was du kannst, hast du doch bestimmt eine gute Arbeit gefunden.“ Ich sagte, nein, aber ich käme auch ohne seine Hilfe zurecht. „Ich kann dich wichtigen Leuten empfehlen, du kannst meinen Namen nennen“, beharrte er. Da fragte ich ihn, ob ich den Namen von Julio Simón, seinen echten Namen, nennen müsste, oder den vom Türken Julián. „Julio Simón, scheiße, Mann, Julio Simón!“

Ein Weg führt uns zur Bühne hinauf, wo Emotionen und Feierlaune an- und abschwellen. Durch ein Mikrofon erklingt mein Name- nicht meine Nummer, sondern mein Name. Und diesem Namen entspringt eine Stimme, die gegen meinen Willen ertönt, die sich vor mich pflanzt, entschlossen, ihren eigenen Text vorzutragen.

Durch eine abartige Magie dreht sich der Hausschlüssel im Schloss. Die Schritte kommen herein. Drei Paar Füße vollführen ein verzerrtes Stampfen auf dem Fußboden der Kleidung den Büchern einem Arm einer Hüfte einem Knöchel einer Hand. Meinem Körper.

Ich fühle die Blicke angesichts dieser überraschenden Stimme, die wiederholt:

1,2,3, ins faule Ei.

Ich drehe das Blatt auf die andere Seite, das Papier knistert zwischen meinen Fingern. Bin ich diejenige, die durch das Lesen einen Kreis schließt? Ungläubig halte ich mich auf den Beinen, zwischen Bildern, die Fiktion sind und gleichzeitig auch wieder nicht.

„Sie nehmen mich mit, sie nehmen mich mit!“

Die geheime Fahrt vom Haus zum Club Atlético wird bekannt, kann nicht aufgehalten werden. Die Stimmen der Vergangenheit durchdringen mich. Ich bin, wir sind, das Gedicht:

*sie ermordeten
meinen Bruder seinen Sohn seinen Enkel
seine Mutter seine Freundin seine Tante
seinen Großvater seinen Freund seinen Cousin seinen
Nachbarn
die unsrigen die ihren uns
uns alle
sie brachten uns Leere.
Wir verloren eine Version unserer selbst
und schreiben uns neu, um zu überleben.*

Worte, die geschrieben wurden, damit sie dort ausgesprochen werden, an diesem Ort, der weder Staub noch Zelle ist, sondern ein Chor von Stimmen, die sich diesem bewaffneten Monolog widersetzen, der aus so vielen Leben einen einzelnen vielfachen Tod machte.

Danksagung

Ohne das, was nach 1976 in Argentinien geschah

ohne die Narben der Erinnerung und das Bedürfnis, sie zu formen

ohne die Anwesenheit derer, die nicht länger hier sind, bei jedem einzelnen Schritt

ohne den Autobiografiekurs an der University of British Columbia, in dem der Dozent uns ermutigte, unsere eigene Geschichte aufzuschreiben

ohne die Unterstützung des Canada Council, der mich in den 1980ern nach Hause fahren und Zeugenaussagen aufnehmen ließ

ohne die wertvollen Augenblicke meiner Gespräche mit Luis Alberto Acuña, Federico und Mimi Alvarez Rojas, Ana María Careaga, Pedro und Matilde Cerviño, Mirta Clara, Pablo Conti, Nora Cortiñas, Miguel D'Agostino, Daniel Flores, Carlos Groisman, Graciela Jaegger, Matilde Mellibovsky, Jorge Méndez, Manuel Ricardo Rojas, Ricardo Rotchild, Fanny Seldes, Norberto Szurman, Mario Villani und anderen, die darum baten, ihre Namen nicht zu nennen, deren Stimmen aber in diesem Buch gehört werden

ohne Letras de Oro, die mir zwanzig Jahre nach Beginn der Diktatur einen Preis verliehen, der zur Veröffentlichung von *Una sola muerte numerosa* führte

ohne die häufigen Heimatbesuche in Argentinien seit 1984, um Aussagen zu machen, zu recherchieren, zu fragen, zu beharren

ohne die Tagung, auf der ich Kirsten Mahlke und Liliana Ruth Feierstein traf

ohne ihr Mitgefühl und ihr Interesse an meinem Werk

ohne Marisol Sánchez erneutes Lesen des Textes für die zweite Ausgabe

ohne Nora Pester und ihre Entscheidung, *Ein einzelner vielfacher Tod* zu verlegen

ohne Elisabeth Schmalen, deren harte Arbeit und deren Leidenschaft für Sprache diese Übersetzung möglich machten

wäre dieses Buch nicht dieses Buch.

Wie kann ich eure Hilfe würdigen? Euch zu danken ist nicht genug.

Ihr seid Teil dieses Buches; wir leisten einander Gesellschaft.

Glossar

AMIA: Asociación Mutual Israelita Argentina (Vereinigung zur gegenseitigen Unterstützung der Juden in Argentinien). 1994 wurde das Hauptgebäude durch ein Attentat in die Luft gesprengt, was 85 Todesopfer zur Folge hatte.

Arbeitsgruppen („grupos de tarea“): Sondereinsatztruppen für „antisubversive Operationen“.

Club Atlético: Eines der fünf größten geheimen Gefangenenlager in Buenos Aires. Im ganzen Land wurden etwa 340 dieser Geheimgefängnisse errichtet, welche die Eckpfeiler des Militärregimes darstellten.

CONADEP: Comisión Nacional sobre la Desaparición de Personas (Nationale Kommission zum Verschwinden von Personen), gegründet im Dezember 1983 durch die erste demokratisch gewählte Regierung nach der Diktatur. Ihr Auftrag lautete, „aktive Nachforschungen anzustellen, um die Geschehnisse im Zusammenhang mit dem erzwungenen Verschwindenlassen von Menschen im Land zu klären und ihr Schicksal und ihren Verbleib sowie jegliche weitere Informationen über das, was mit ihnen geschah, in Erfahrung zu bringen“. Ihr Abschlussbericht, Nunca Más (Nie wieder), basierte auf einer Auswahl und Analyse der zusammengetragenen Zeugenaussagen.

DAIA: Delegación de Asociaciones Israelitas Argentinas (Dachinstitution der jüdischen Organisationen in Argentinien).

ESMA: Escuela de Mecánica de la Armada (Technikschule der Marine), ursprünglich das Trainingszentrum für argentinische Marineoffiziere. Ab Mai 1976 wurde die Schule als geheimes Gefängnis und Folterlager genutzt. Von dort aus fanden die „Verlegungen“ statt, bei denen die Opfer betäubt in Militärflugzeuge verfrachtet und dann über dem Atlantik abgeworfen wurden.

Montoneros: Politische Organisation, die Ende der 60er eine aufkeimende Guerrilla-Bewegung bildete und dann 1970 lautstark die politische Bühne Argentiniens betrat. Sie stellte den bewaffneten Flügel der Juventud Peronista (Peronistische Jugend).

Madres de Plaza de Mayo: Organisation von Müttern von „Verschwundenen“, die sich seit 1977 jeden Donnerstagnachmittag zum Demonstrieren auf der Plaza de Mayo treffen und somit einen der härtesten Teile des politischen Widerstands bildeten. Die Junta und die Medien versuchten, sie in der Zeit der Diktatur als locas (Verrückte) abzutun.

NN: Ohne Namen, vom lateinischen nomen nominandum. Die Leichen tausender Verschwundener wurden in Massengräbern mit der Aufschrift „NN“ beerdigt.

Der Prozeß: Die Diktatur beschrieb sich selbst als Proceso de Reorganización Nacional (Prozess der Nationalen Reorganisation).

Quellen

Mündliche Quellen

Zeugenaussagen von Luis Alberto Acuña, Federico und Mimí Alvarez Rojas, Ana María Careaga, Pedro und Matilde Cerviño, Mirta Clara, Nora Cortiñas, Daniel Flores, Carlos Groisman, Graciela Jaegger, Matilde Mellibovsky, Jorge Méndez, Ricardo Rotchild, Fanny Seldes, Norberto Szurman, Mario Villani.

Literatur

Zur Verfügung gestellte Unterlagen vom *Centro de Estudios Legales y Sociales* (CELS, Zentrum für Rechts- und Sozialstudien), von der *Asociación de Ex-Detenidos Desaparecidos* (Verbund der ehemaligen Gefangenen-Verschwindenen) und der *Comisión Nacional sobre la Desaparición de Personas* (CONADEP, Nationale Kommission zum Verschwinden von Personen), Buenos Aires 1985–1995.

Andersen, Martín E.: *Dossier Secreto: el mito de la guerra sucia*. Buenos Aires: Planeta 1993.

Bayer, Osvaldo: *Rebeldía y esperanza*. Madrid: Ediciones B. Grupo Zeta 1993.

Cortázar, Julio: *Rayuela*. Buenos Aires: Sudamericana 1986.

Kaufman, Alejandro: Prolog zu Jean François Lyotard: *Heidegger y los judíos*. Buenos Aires: La Marca 1995.

La sentencia. Vollständiger Text des Urteils vom 9. Dezember 1985, herausgegeben vom Bundesgerichtshof für Berufungen. Buenos Aires: Congreso Nacional 1987.

Martínez, Tomás Eloy: *Lugar común la muerte*. Caracas: Monte Avila Editores 1978.

Nunca Más. Informe de la Comisión Nacional sobre la Desaparición de Personas. Buenos Aires: Eudeba 1991.

Paoletti, Alipio: *Como los nazis, como en Vietnam*. Buenos Aires: Contrapunto 1987.

Peri Rossi, Cristina: „El club de los amnésicos“, in: *Cosmogonías*. Barcelona: Laia 1988.

Verbitsky, Horacio: *El vuelo*. Buenos Aires: Sudamericana 2004.

Impressum

Umschlag vorn:

Claudia Bernardi "The Danger to Fall", 1995

Deutsche Erstausgabe

Titel der Originalausgabe: Una sola muerte numerosa

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

© Nora Strejilevich

1997 North-South Center Presse, Miami

2006 Alción Editora, Córdoba

© der deutschen Ausgabe 2014

Hentrich & Hentrich Verlag Berlin

Inh. Dr. Nora Pester

Wilhelmstraße 118, 10963 Berlin

info@hentrichhentrich.de

<http://www.hentrichhentrich.de>

Lektorat: Ute Groß

Gestaltung: Michaela Weber

Druck: Winterwork, Borsdorf

1. Auflage 2014

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

ISBN 978-3-95565-037-7